Auf den Spuren meiner Identität

Die Deutschen in Žvyriai

Anna Bartusevicius

Deutsche sind zu unterschiedlichen Zeiten und auf verschiedenen Wegen nach Litauen gekommen. Erste Berichte über die Ankunft der Deutschen in Litauen stammen bereits vom Beginn des 14. Jahrhunderts. Es sind zunächst die Sendschreiben des Großfürsten Gediminas an die Deutschen, die er zur Siedlung in seinem Lande einlädt. Es kamen Kaufleute, Handwerker und vor allem Bauern, die sich in verschiedenen Etappen im Laufe der Zeit in Litauen ansiedelten. Den Einwanderern wurde Glaubensfreiheit zugesagt und manche Privilegien erteilt. So lebten nach dem Ende der Kriege mit dem Deutschen Orden 600 Jahre Deutsche und Litauer friedlich nebeneinander. In Litauen selbst konnte bis zum Ersten Weltkrieg kein nationaler Gegensatz zwischen Deutschen und Litauern festgestellt werden. Allerdings wussten nur wenige Deutsche im Reich über die deutsche Minderheit in Litauen Bescheid.

Josef Tennikeit, seine Schwester Alma Maschidlauskas, Horst Elbe, Romas Schiller und Arthur Hermann haben schon in den bisherigen Ausgaben der AA ihre Erinnerungen als Spätheimkehrerkinder veröffentlicht. Ich bin jetzt die Sechste im Bunde. Mit den ersten drei Autoren bin ich seit meiner Kindheit bekannt. Josef und Alma wohnten etliche Jahre auch in Žvyriai. Ich weilte öfters bei ihnen und besuchte auch dieselbe Schule. Horst kehrte bei uns ein, wenn er mit seinen Eltern zum Gottesdienst in die evangelisch-lutherische Kirche nach Žvyriai kam. Arthur habe ich erst in Deutschland kennengelernt. In Litauen wohnte er nur 60 km Luftlinie von uns auf der anderen Seite des Nemunas (Memel). Weil wir aus derselben Gegend kommen, müsste sich eigentlich unser Erlebtes ähneln. Ihre Beschreibungen, was die politische und soziale Lage in Litauen vor und nach dem Krieg betrifft, deckten sich deshalb im Großen und Ganzen mit meinen Kenntnissen und Erfahrungen. Deswegen werde ich auf vieles nicht eingehen, um Wiederholungen zu vermeiden. Andererseits hat der Altersunterschied – Josef und Alma sind etliche Jahre älter, Horst und Arthur etliche Jahre jünger als ich – nicht nur unseren Lebensweg anders beeinflusst, sondern uns auch vieles anders erleben lassen.

Geboren bin ich in Žvyriai (Schwieren, Szwieren), heute einem Ortsteil von Skirsnemunė. Im August 2013 feierte Skirsnemunė das 700. Jubiläum der Erwähnung seines Namens in den historischen Quellen. Darüber, wie dieser Ort entstand, sich entwickelte und wie seine Bewohner lebten, gibt es Informatio-

nen zu genüge. Über den später entstandenen Nachbarort Žvyriai gibt es dagegen verhältnismäßig wenig Geschriebenes. Er war von Anfang an eng mit Skirsnemunė verbunden, weil dort die Schule, das Postamt und die Ortsverwaltung waren. Eingemeindet wurde er erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im Zuge dessen verlor er auch seinen eigenständigen Namen. Karge Informationen über Žvyriai finden sich in der in den USA erschienenen Litauischen Enzyklopädie, dem Werk von Bronius Kviklys „Mūsų Lietuva“ (Unser Litauen), und etwas mehr, allerdings nur über die evangelisch-lutherische Kirche von Žvyriai, in dem von Arnoldas Piročkinas herausgegebenen Band über Jurbarkas und in seinem Aufsatz „Istorijos vingiuose“ (Windungen der Geschichte) in der Zeitschrift „Liuteronų balsas“.[1]

Mit diesem Beitrag möchte ich die Geschichte von Žvyriai mit den Erlebnissen meiner Familie ergänzen. Sie ähneln den Erfahrungen einer Vielzahl anderer Familien dieses Ortes. Meinen Erlebnissen habe ich Erzählungen meiner Eltern und Geschwister hinzugefügt, oder einiges auch anderen Veröffentlichungen entnommen. Manche Zeitzeugen wollten sich sogar bis heute über ihre Erlebnisse nicht äußern, weil die Vergangenheit für sie zu schmerzhaft sei. Über meinen Geburtsort schreibt Bronius Kviklys in dem schon erwähnten Band Folgendes:

„Das Kirchdorf Žvyriai befindet sich rechts der Memel in einer sandigen Senke 12 km von Jurbarkas und 2 km von Skirsnemunė entfernt. Im 18. Jahrhundert hatte der Gutsbesitzer des in der Nachbarschaft liegenden Gutes Šilinė deutsche Handwerker in Žvyriai angesiedelt. Jeder Kolonist bekam 6 ha Land zum Eigentum. Später ließen sich in der Umgebung von Žvyriai auch deutsche Bauern nieder. Die Einwohner von Žvyriai waren fast alle Lutheraner, die sich mit der Zeit mit Litauern oft mischten. 1757 lebten von ihnen hier schon so viele, dass sich die Frage nach der Errichtung eines eigenen Gotteshauses stellte. In der Nähe gab es nämlich keine Kirche, aber viele der Ankömmlinge waren so religiös, dass sie allein aus diesem Grunde zurück nach Ostpreußen zogen. 1759 wurde eine Kirche erbaut. Die Einwohner lebten in ihren Anwesen im Dorf und zerstreuten sich nicht in Einzelhöfe. 1923 gab es in Žvyriai 57

[1] *Lietuvių enciklopedija*, Bd. XXXV, Boston 1966, S. 460; Bronius Kviklys, *Mūsų Lietuva*,Bd. 4, Boston 1968, S. 59; Arnoldas Piročkinas (Red.): *Jurbarkas. Istorijos puslapiai*, Vilnius: Pradai, 1996, 448 S.; Arnoldas Piročkinas: Istorijos vingiuose. In: *Liuteronų balsas*, 2013, Nr. 1 (117), S. 23 und in den folgenden Nummern.

Höfe mit 270 Einwohnern; Žvyriai gehörte zu der Kirchengemeinde Jurbarkas".[2]

Die Siedlung Žvyriai befindet sich am vormaligen Flusslauf von Nemunas, der vor Jahrhunderten sehr breit gewesen sein muss. Jetzt ist der Nemunas zwar der größte und längste Fluss Litauens, aber nicht einmal im Frühjahr zeigt er seine frühere Kraft. 1959 wurde er durch die Talsperre zur Bildung des Stausees von Kaunas gezähmt.

Geboren bin ich just vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges in eben diesem Kirchdorf Žvyriai, das insbesondere im Frühjahr durch seine blühenden Gärten wunderschön war. Das Bemerkenswerte an diesem Ort ist die Tatsache, dass hier vorwiegend deutschstämmige Familien lebten, deren Vorfahren im 18. Jahrhundert angekommen waren, vom Gutsherren Land erhielten, darauf ihre Häuser bauten und sich auf Dauer niederließen. Auch meine (Ur-)Vorfahren väterlicherseits waren solche Ankömmlinge. Manche der von ihnen gebauten Häuser stehen noch heute. Ohne miteinander verwandt zu sein, trugen viele der Einwohner von Žvyriai den Familienamen Hermann. Zur Zeit der Unabhängigkeit Litauens in der Zwischenkriegszeit wurden ihre Namen öfters lituanisiert: aus Hermanas wurde Armonas. Um die Familien auseinander halten zu können bürgerte es sich ein, sie mit dem Vornamen des Haushaltsvorstandes zu benennen, z.B. Albertai, Valteriai (von Walter), Rabukai (von Robert).

Nicht alle, die nach Žvyriai gekommen sind, waren wohl alteingesessene Bewohner Ostpreußens gewesen. Es ist bekannt, dass im 18. Jahrhundert ein großer Teil der Bevölkerung dieser Regionen der Pest zum Opfer gefallen ist. 1733 siedelten dort auch die aus Salzburg vertriebenen Lutheraner, die König Friedrich Wilhelm I. in seinem Land aufgenommen hatte. Allein in der Gegend um Gumbinnen fanden sich an die 15.000 Salzburger Familien. Ein Teil von ihnen ist nicht allzu lange dort verblieben, sondern ist der Einladung des Gutsherren von Šilinė gefolgt und hat sich in Žvyriai niedergelassen. Die Vermutung, dass die Evangelischen in Žvyriai aus Salzburg stammen könnten (sie waren wegen ihres Glaubens aus ihrer Heimat vertrieben worden), stützt auch der Hinweis von Kviklys, dass sie sehr religiös gewesen seien und einige sich wegen des Fehlens einer Kirche in Žvyriai sogar zur Rückkehr nach Ostpreußen entschlossen hätten. Allerdings zeigt die Liste der ausgewanderten Salzburger keine der in Žvyriai üblichen Namen. Also wäre die Herkunft der dortigen Deutschen noch näher zu untersuchen. Eine Kirche wurde schließlich 1759 gebaut.

---

[2] Kviklys, *Mūsų Lietuva ...,* S. 597.

Der Ortskern von Žvyriai war ein typisches Straßendorf, eine dörfliche Siedlung, deren Gehöfte planmäßig vorwiegend entlang einer Straße angeordnet waren (ein bei der Ostkolonisation häufig anzutreffender Dorftypus). Die Hauptstraße von Žvyriai war gleichzeitig Teil des Hauptverbindungsweges (Landstraße) zwischen den Städten Kaunas und Jurbarkas und von dort weiter nach Klaipėda (Memel). Von Skirsnemunė war Žvyriai nur durch einen kleinen Bach, den Talkotas, getrennt. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten im Zentrum von Žvyriai folgende Familien: Gleich an dem Bach Talkotas auf der linken Seite der Landstraße Skirsnemunė-Kaunas steht auch heute noch das Pfarrhaus der evangelisch-lutherischen Kirche; dahinter lebten: 1. Pažereckas (Litauer); 2. Walter Fromm, Schlosser (gestorben in Deutschland am 16. November 1960, 85 Jahre); 3. Gustav Hermann, Schiffsmaschinist; 4. Robert Drinkmann, Schmied; 5. Andreas Drinkmann, Töpfer; 6. Johann Hermann, Landwirt; 7. Walter Hermann, Küster, Landwirt; 8. Baltrušaitis (Litauer, Ehefrau evangelisch); 9. Zableckis, Schmied; 10. Robert Hermann, (mein Vater, gestorben 1980 in Deutschland) Stellmacher; 11. Levosė Čirvinskienė (Litauerin), Hausfrau; 12. In dem von Johann Hermann errichteten Haus wohnte nach dem Krieg die Familie Kunigaitis (Litauer); 13. Robert Burstein, Landwirt; 14. Simeonas Vaškys (Litauer). Auf der anderen Straßenseite von Smiltynė aus in Richtung Jurbarkas: 15. Oržukauskas (Litauer), Arbeiter (1949, während der großen Überschwemmung des Nemunas, wurde sein Haus von den Eisschollen und Fluten aus den Fundamenten gehoben; später wurde das Gebäude auf die andere Straßenseite versetzt wiedererrichtet); 16. Wilhelm Hermann, Gerber; 17. Ludwig Klefke, Gerber; 18. Rudolf Hermann, Schuhmacher; 19. Fritz Fuhrmann, Schuhmacher; 20. Friedrich Hermann, Landwirt und Gerber; 21. Albert Hermann, Tischler; 22. Laiba Simon Darkdaker (Jude), Krämer und Viehhändler.

In Skirsnemunė lebten unter den Litauern weitere deutsche Familien wie Kožikiai (Koschek), Wunder, Schneider, Bedarf, Jokubeit und andere, sowie in der sogenannten Smiltynė Rentel, Ensel, Augaitis, Karl Hermann, Neumann, Ida Kerėžienė (geborene Hermann) und andere.

Nach den Erzählungen meines Bruders Jonas, der 2009 90 Jahre alt geworden war, wurde überall zu Hause deutsch gesprochen, allerdings nach Jahrhunderten des Einflusses der litauischen Sprache mit litauischen Beimischungen. Die Sprache, mitgebrachte Sitten und Gebräuche wurden von Generation zu Generation weitergegeben. Aber alle beherrschten auch die litauische Sprache. Meine Mutter war eine evangelisch-lutherische Litauerin und erlernte die deutsche Sprache erst nach ihrer Heirat. So wurde bei uns zu Hause vorwiegend litau-

isch gesprochen. Mein Bruder Jonas besuchte von 1928 bis 1933 eine deutsche Schule,[3] die sich bei den Fromms befand. Die Lehrerin war Frau Eugenija Stegytė-Kiulkaitienė.

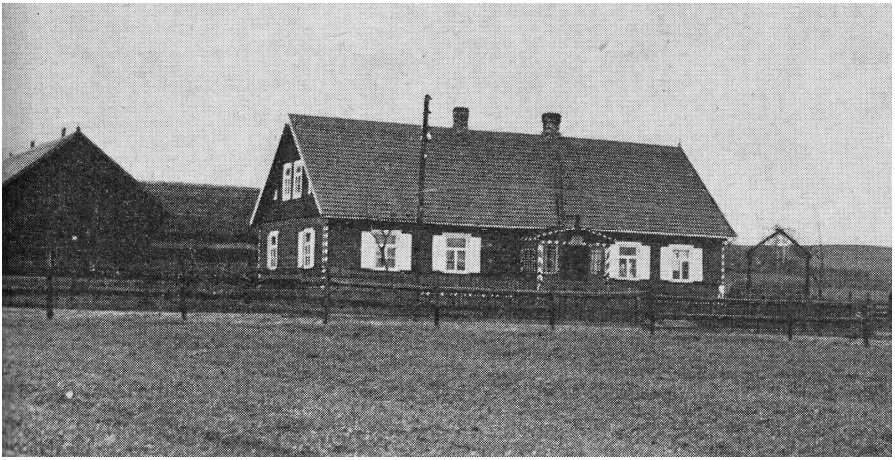

Bild 1: Die deutsche Schule in Žvyriai 1929

Bild 2: Das Gebäude der ehem. deutschen Schule 2013

[3] Mehr über die Schule s. Arnoldas Piročkinas: Skirsnemunės mokyklos iki 1940 m. (Die Schulen in Skirsnemunė bis 1940). In: *Skirsnemunė*, Vilnius 2013, S. 175ff.

Später besuchte er mit seinen jüngeren Schwestern Marta und Lena die litauische Schule in Skirsnemunė. Irgendwelche Schwierigkeiten oder Unannehmlichkeiten wegen der deutschen Abstammung scheint es nicht gegeben zu haben. Aber es ergaben sich manche Merkwürdigkeiten, deren Folgen bis in die Gegenwart hineinreichen. Eine davon ist die Schreibweise der Namen.

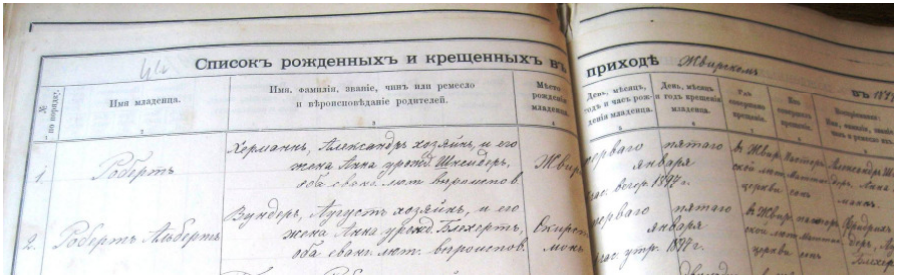
Списокъ рожденныхъ и крещенныхъ въ
приходѣ
Имя младенца.
Имя, фамилія, званіе, чинъ или ремесло и вѣроисповѣданіе родителей.
Мѣсто рожденія младенца.
Родиться
Родиться Альбертъ

Bild 3: Auszug aus dem Geburtsregister des Vaters

Je nachdem ob der Pfarrer mit Deutschen oder Litauern sympathisierte, wurden in die Kirchenbücher die Namen in der litauischen oder deutschen Schreibweise eingetragen: der Name der ältesten Schwester steht als Marta Hermann, der der jüngeren Schwester Lėna Armonytė in Klammern Hermann, der meinige Hermanaitė. In der Sowjetzeit, als die Namen ins Russische und wieder zurück übersetzt wurden, wurde daraus gar Germanaitė. Schwester Marta hat oft berichtet, wie sie in der Schule ihre Hefte mit Hermanaitė beschriftete und der Lehrer das regelmäßig in Armonaitė korrigierte, was dem Aussehen der Hefte nicht besonders förderlich war. Später gebrauchte man vorwiegend die Schreibweise Armonas für männliche Personen, Armonienė für verheiratete Frauen, Armonaitė für unverheiratete Frauen und nur dann, wenn man eine Geburtsurkunde brauchte, kam die deutsche Schreibweise des Namens zum Vorschein.

Die deutschen Familien waren untereinander befreundet und solidarisch. Die Frauen waren einander behilflich, die täglichen Arbeiten im Haushalt zu verrichten, insbesondere in der Zeit der Schwangerschaft und Geburt. Da in den Familien viele Kinder zur Welt kamen, von denen viele leider schon im Säuglings- oder Kindesalter starben, hatten die Frauen ständig nicht nur für ihre eigenen Familien, sondern auch für die der Nachbarn zu sorgen. In unserer Familie wurden neun Kinder geboren, von denen drei im Kindesalter verstor-

ben sind. Ähnlich ging es auch in anderen Familien zu. Wie die Männer einander aushalfen, weiß ich nicht, aber ich habe gehört, dass sie miteinander auch in der Freizeit verkehrten und sich samstags nach der Arbeit zum Kartenspiel oder einem Bier zusammenfanden. Beliebt waren auch Mannschaftsspiele, z.B. zwei Mannschaften versuchten auf der Landstraße von einem Dorfende zum anderen eine Holzscheibe (ripka) zu treiben. Am 1. April trieb man Scherze miteinander - dem Nachbarn wurde einmal sogar ein Leiterwagen aufs Scheunendach gehievt. Übermäßige Trinkgelage gab es zu der Zeit nicht. Auch die Kinder und Jugendlichen unterhielten enge und freundschaftliche Beziehungen zueinander und heirateten untereinander. Bruder Jonas wurde 1934 mit anderen Gleichaltrigen auf Deutsch konfirmiert.

Bild 4: Die Konfirmanden des Jahres 1934 der Žvyrer Kirche:
1. Reihe (v.l.n.r.) Olga Scheffler, Ema Franz, Ane Schneider, Minna Burstein, Pfr. Hermann Jeckel, Lydia Hermann, ? Rentel, Ema ?; 2. Reihe: Johann Hermann, Johann Schwarzin, Walter Pusch, Otto Kiesel, ? Ramonat, Oskar Hermann

Die evangelischen Litauer bildeten eine eigene Gruppe. Zwischen den litauisch und deutsch sprechenden Lutheranern gab es lediglich wegen der Zeit des sonntäglichen Gottesdienstes Unstimmigkeiten, welche Gruppe vormittags und welche nachmittags das Gotteshaus nutzen sollte.

Die Nachkommen der im 18. Jahrhundert in Žvyriai angesiedelten Deutschen blieben vorwiegend ebenfalls Handwerker. Insofern ist ihr Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung der Region beträchtlich. Schmied, Stellmacher, Tischler, Gerber, Töpfer, Müller, Schneider, fast alle diese Handwerker und Landwirte, die nötig waren, um die Lebensbedürfnisse der damaligen Bevölkerung zu befriedigen, konnte man in Žvyriai finden. Ihre Erzeugnisse erreichten auch Raseiniai, Smalininkai und sogar Landstriche auf der anderen Seite der Memel.

Bild 5: Die Brüder Richard (in Uniform der Flakschutzeinheit während des Weihnachtsurlaubs), Jonas und die Schwester Marta, 1939

Auch die Frauen leisteten ihren Beitrag zu der produktiven Arbeit. In vielen der guten Stuben standen Webstühle, auf denen aus Wolle oder Leinen Stoffe gewebt wurden. Daraus wurden Röcke, Jacken, Unterwäsche, Tischtücher,

Handtücher, Bettwäsche, aber auch Teppiche und Läufer aus Stoffresten (Flickenteppiche) hergestellt. Aus Wolle wurden Filzstiefel gewalkt, die mit Galoschen getragen wurden und deren Träger vor der damals sehr kalten Witterung im Winter schützten. Die gesponnene Wolle wurde über Nacht zu gestrickten Strümpfen. Die Frauen mussten sich um die Gartenarbeiten, Haustiere und die Lebensmittelvorräte kümmern, damit die Speisekammer auch im Winter gut gefüllt war. Auch meine Mutter webte und strickte, Schwester Marta war Schneiderin, die Brüder Richard und Jonas erlernten den Beruf des Schreiners, Bruder Alfred wurde Schlosser.
Nationale Unstimmigkeiten zwischen Litauern und den Deutschstämmigen hat es nicht gegeben. Die jungen Männer, litauische Staatsbürger, haben wie alle Litauer ihren Wehrdienst in der litauischen Armee geleistet, Familien haben dem Waffenfonds gespendet und andere staatsbürgerliche Pflichten erfüllt. Ungeachtet dessen hat das Departement für die Staatssicherheit seine deutschen Mitbürger überwacht. Auch die Deutschen in Žvyriai, wie alle anderen Litauendeutschen, obwohl alle litauische Staatsbürger, wurden von den staatlichen Organen, allerdings nur in den dreißiger Jahren, als es zu Spannungen mit dem Deutschen Reich kam, in „Loyale“ und „Nichtloyale“ eingeteilt.[4]

Die Beziehungen zu den litauischen Bauern und anderen Nachbarn waren gut. Damals haben alle gewusst, dass man voneinander abhängig war: dem Einen ging es darum, Aufträge zu bekommen, dem Andern – qualitativ gute Produkte. Für Verträge und Absprachen bedurfte es keiner Schriftform und notarieller Beglaubigungen – es reichte der Handschlag. Deutsche Familien wurden als fleißig, ordentlich und sauber angesehen, so dass jemand, der als Deutscher oder „Prūsas“ (Preuße) bezeichnet wurde, sich nicht irgendwie beleidigt oder herabgewürdigt fühlte.

Infolge der Kriegsereignisse sind fast alle Žvyrer, wie auch die meisten anderen Litauendeutsche, im März 1941 nach Deutschland umgesiedelt. Sie hatten aber immerhin die Hoffnung, nach Ende des Krieges auf ihre Höfe zurückkehren zu können. Meine Mutter hat sogar das bessere Tafelgeschirr den Salesianer Mönchen in Vytėnai zur Aufbewahrung gegeben. Niemand war froh darüber, denn man musste die Heimat verlassen, meine Eltern gar das gerade neu entstehende Wohnhaus. Aber unter der Besatzung der Roten Armee wollte niemand leben. Die vierköpfige Familie Rentel, die nicht umsiedelte, wurde als

[4] *Daten zur kulturellen und wirtschaftlichen Lage der Deutschen in Litauen 1938.* Vorbereitet von Klaus Fuchs und herausgegeben zusammen mit der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen e.V. Remchingen und Leonberg, 2009.

einzige aus Žvyriai nach Sibirien verbannt. Meine beiden Brüder sind nicht umgesiedelt, mussten sich aber verstecken. Die Litauendeutschen waren, ähnlich den Baltendeutschen, die einzige nationale Gruppe, die nicht mit Gewalt aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden ist. Sie durfte aufgrund gültiger internationaler Verträgen zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion (Umsiedlungsvertrag vom 10. Januar 1941) freiwillig nach Deutschland umsiedeln. Mit den insgesamt 52.000 Umsiedlern, die Gunst der Stunde nutzend, sind auch etwa 20.000 Litauer nach Deutschland gekommen. Die zurückbleibenden litauischen Einwohner verabschiedeten wohlwollend ihre das Dorf verlassenden Nachbarn mit einem Lied: „Die Lokomotiven schnaufen, zischen, dampfen, die Žvyrer Deutschen schon heimwärts stampfen".

Wir sind bis Lauenburg in Pommern gekommen. Hier wurden wir eingebürgert und der Kategorie O-Fall zugeordnet.[5] Untergebracht wurden wir in einem Lager. Die Mutter arbeitete in der Lagerküche, der Vater in der Wittenberger Maschinenfabrik. Schwester Marta, die bereits mit Walter Drescher verheiratet war, und Schwester Lena arbeiteten im Krankenhaus. Bruder Alfred besuchte die Schule und ich den Kindergarten. Wir, die Kindergartenkinder, wurden oft in die Krankenhäuser zu den verletzten Soldaten geführt, um sie zu besuchen und aufzuheitern. Dort wurden wir mit Freuden begrüßt. Sicherlich hat so mancher Soldat gedacht, er würde sein eigenes Kind streicheln. Das Leben im Lager war schwer erträglich. Gewohnt, ihren eigenen Hof zu bewirtschaften, waren alle schnell des Lebens in den Baracken überdrüssig und die Zukunft erschien ihnen perspektiv- und hoffnungslos.

Letztlich wurden wir 1942 nach Žvyriai zurückgeschickt. Die A-Fälle waren damals enttäuscht, nicht nach Litauen zurückkehren zu können, doch später ist ihnen eine erneute Flucht erspart geblieben. Im Ort wurden wir freundlich empfangen und aufgenommen, bis einzelne Personen die von der deutschen Verwaltung angebotenen enteigneten litauischen Güter, landwirtschaftliche Geräte und Vieh übernommen haben. Danach hagelte es Beschwerden und Drohungen. Bruder Jonas erzählte, dass auch meine Eltern eine Sau von Bracas, der später in Šilinė wohnte, bekommen haben. Ich weiß nicht, ob sie dafür etwas bezahlt haben oder nicht. Aber nach dem Krieg verkehrte mein Vater mit Bracas freundschaftlich und ich habe keine Vorwürfe seinerseits wegen der Sau gehört.

---

[5] O-Fälle, die für die Besiedlung der an Deutschland angegliederten östlichen Gebiete vorgesehen waren. Die sogenannten A-Fälle sollten hingegen im Altreich angesiedelt und so schnell wie möglich germanisiert werden.

Nach Žvyriai bin ich allein mit Bruder Alfred mit dem Bauer Pagirėnas aus Naukaimis mit einer Droschke zurückgekehrt. Die Mutter kam anderweitig zurück. Warum, weiß ich nicht. Der Vater war schon früher zurückgekehrt.

Im unseren Haus lebten mein Bruder Jonas mit seiner Frau Viktoria und ihrem kleinen Sohn Voldemaras. Deswegen sind wir im Haus von Fritz Fuhrmann untergekommen, der ein fremdes Anwesen auswärts übernommen hat. Wir hatten etwas eigenes Land, eine Kuh, ein Pferd, Schweine und Geflügel. Vater arbeitete als Stellmacher, so dass wir keinen besonderen wirtschaftlichen Mangel spürten. Schwester Marta, die mit ihrem Mann Walter nicht weit von uns im Haus von Klefke lebte, war an Typhus erkrankt, eine Krankheit, die von bettelnden russischen Kriegsgefangenen verbreitet wurde. Es gelang ihr aber, sie zu überwinden.

Die deutschen Besatzer versuchten möglichst viele junge Arbeitskräfte für den Einsatz in Deutschland zu werben. Es kam vor, dass sonntags die Kirchgänger beim Verlassen des Gottesdienstes einfach festgenommen und nach Deutschland verschickt wurden. Es schien, dass solche Aktionen nicht geheim gehalten werden konnten. So torkelte aus gegebenem Anlass durch Skirsnemunė ein scheinbar betrunkener Mann und sang aus voller Kehle „in die Büsche Žemaiter, in die Büsche Aukštaiter, in die Büsche ganz Litauen“.[6] Wen es anging, verstand die Botschaft. Die Jugendlichen verschwanden für eine Weile aus den Häusern.

Im August 1944, als die Front von Osten her heranrückte, packten wir unsere sieben Sachen und machten uns erneut auf den Weg Richtung Westen. Auch diesmal blieben die beiden älteren Brüder in Litauen. Sie waren bereits verheiratet, außerdem wollten sie nicht in die missliche Lage geraten, falls sie in die deutsche Wehrmacht eingezogen werden sollten (was wohl unvermeidlich erschien), gegen ihre Nachbarn, die in die Rote Armee gepresst worden waren, kämpfen zu müssen. Aber zu Hause mussten sie sich wieder verstecken, damit sie sich nicht in der Roten Armee wiederfanden und dann auf die Freunde hätten schießen müssen, die auf der anderen Seite der Front kämpften. Es war eine schier ausweglose Situation.

Auf der Flucht wurden die Männer mit Pferden und Fuhrwerk eingesetzt, um Schützen- und Panzergräben auszuheben. Die Frauen und Kinder wurden in Viehwaggons zusammengepfercht. Wir, d.h. meine Mutter, Bruder Alfred, die Schwestern Marta und Lena und ich, mit den Kindern und Frauen der Nachbarn, erreichten ein Dorf, dessen Namen ich nicht mehr weiß (vielleicht

[6] „Į krūmus žemaičiai, į krūmus aukštaičiai, į krūmus visa Lietuva!“

Schlokau) in der polnischen Kaschubei, nicht weit von der Stadt Karthaus. Die Schwestern Lena und Marta mit ihrem Mann Walter, der sich vom Arbeitseinsatz zum Ausheben der Schützengräber heimlich absetzte, arbeiteten später in einer anderen, nahe gelegenen Stadt. Wir waren bei einem einheimischen Bauern einquartiert und hatten an einem Ende des Hauses ein Zimmer bekommen. Hier mussten wir zu viert hausen, denn auch der Vater war wieder da - auch er hatte sich von dem Arbeitseinsatz unter Zurücklassung von Pferd und Wagen heimlich verabschiedet. Die Familie des Bauern bestand neben seiner Frau noch aus drei erwachsenen Töchtern: Rosa, Agnes und noch eine, deren Namen ich vergessen habe, sowie einem Sohn Josef. Sie lebten am anderen Ende des Hauses. Sie verstanden deutsch. Deswegen konnten wir uns gut mit ihnen verständigen und auch gut auskommen. Das Haus stand am Straßenrand. Der Hof war durch eine aus großen Steinen errichtete Mauer eingezäunt, die bei mir irgendwie einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Sie hielten Vieh, hatten einen großen Stall und eine große Scheune. Es herrschte weiterhin Krieg. Nachts, aus der nördlichen Richtung, wo Danzig lag, war der Himmel hell erleuchtet durch aufgehängte Lampen und Flaksuchscheinwerfer. Wir hörten das Dröhnen der Kanonen und die Motorengeräusche der Bomber. Gott sei Dank haben uns die Kriegsereignisse insofern nicht direkt betroffen, als uns keine Bomben auf die Köpfe gefallen sind.

1945 erkrankte mein Vater an Typhus und musste in das Krankenhaus von Karthaus eingeliefert werden. Er war nicht zu Hause, als die Rote Armee die Stadt einnahm. Die Polen haben die sowjetischen Soldaten als Befreier empfangen. Die Töchter des Bauern, obwohl durch meine Mutter gewarnt, ausstaffiert mit guter Kleidung, Schmuck und Uhren, sind zur Begrüßung der einrückenden Soldaten geeilt. Sie kehrten von allem schmückenden Beiwerk „befreit“ zurück. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie die Soldaten eine Orgel aus dem Fenster im 2. Stock auf die Straße geschmissen haben. Vor dem Einmarsch der Russen haben wir wertvollere Gebrauchsgegenstände hinter dem Stall vergraben. Aber am nächsten Morgen fanden wir alles ausgegraben – zurückgeblieben waren nur durchwühlte Reste.

Unser Zimmer belegten russische Soldaten. Wir mussten umziehen auf die andere Seite des Hauses, wo die Besitzer lebten. Als die Soldaten das Haus verließen, sah das Zimmer wie ein Müllabladeplatz aus und auf dem Tisch ein Haufen Kot. Dann zog dort ein Offizier mit Begleitung ein. Er war ein älterer, gebildeter, deutsch sprechender Mann. Er erzählte uns, dass er aus einer wohlhabenden Familie stamme, als Kulak im Gefängnis saß und von dort direkt an die Front geschickt worden war. Mich hat er gemocht, da er zu Hause eine et-

wa gleichaltrige Tochter zurückgelassen hatte. Sicherlich mochte er auch meine Mutter, aber erst später habe ich verstanden, warum mein Bruder und ich sie des Öfteren in einem großen Waschkessel verstecken mussten. Beim Abmarsch gegen Westen hat er uns einen Tipp gegeben, wie wir es anstellen sollten, damit keine gemeinen Soldaten unsere Quartiere in Beschlag nehmen. Wir sollten ihnen sagen, dass hier Offiziere einziehen werden. Der Rat hat sich bewährt.

Aus dem Krankenhaus entlassen musste mein Vater, obwohl sehr geschwächt, die Militärlastwagenaufbauten reparieren. Da er Russisch verstand und sich mit den Soldaten verständigen konnte, bekam er manchmal Lebensmittel für seine Arbeit. Die Vorfastenzeit haben wir noch in Polen verbracht. Obwohl noch Krieg war, hielten die Menschen an ihren gewohnten Fastnachtsbräuchen fest. Nur statt „Kanapinis“ (Mit Hanf bekleidet) und „Lašininis“ (Der Speckige) wie in Litauen, sind bei uns die einheimischen Jugendlichen zwitschernd und grunzend als Vögel und Tiere verkleidet erschienen.

Mitte März 1945 wurde uns befohlen, dorthin zurückzukehren, wo wir vor dem Krieg gelebt hatten. Irgendwo in den umliegenden Dörfern waren auch unsere Nachbarsfamilien untergekommen, mit denen wir aus Litauen gekommen waren. Mit ihnen trafen wir uns auf dem Karthauser Bahnhof. Dort wurden wir unter Aufsicht einer bewaffneten Begleitmannschaft auf die offenen Plattformen von Güterzügen „verladen“. Mitgenommen haben wir nur so viel, wie wir zu tragen in der Lage waren: Ein paar Koffer und jeder einen nicht zu großen Rucksack. Es war noch ziemlich kalt, so dass uns vor dem Erfrieren nur die übereinander angezogenen Kleidungsstücke schützten – es waren jeweils so viele, dass man sich darin kaum frei bewegen konnte. In den Bahnhöfen herrschte Chaos. Viele aufgeregte Menschen, die unterwegs waren, Lärm dampfender und pfeifender Lokomotiven. Einmal habe ich fast die Eltern verloren und noch heute träume ich manchmal davon. Die Fahrt hat sehr lange gedauert, weil die Züge oft anhielten und lange stehen blieben. Die Reisenden machten Feuer auf den Bahnsteigen, um sich eine warme Mahlzeit zu bereiten. Mein Bruder und ich versuchten, von ihnen etwas Essbares abzubekommen. Oft hatten wir Erfolg und bekamen einen Bissen zugeschoben, sei es eine heiße Kartoffel, sei es nur die Schale davon. Alles hat wunderbar geschmeckt. Einmal habe ich von einer Russin, die mit einem Mädchen in meinem Alter unterwegs war, ein hübsches Kleid geschenkt bekommen. Wir blieben immer in der Nähe der Züge, weil wir nie wussten, wann sie sich in Bewegung setzen würden. Einmal, nachdem der Zug angefahren war, ist eine junge Ukrainerin beim Versuch auf den Waggon aufzuspringen abgerutscht und auf die Gleise

gefallen – ihren Fuß mit schwarzem Strumpf und Schuh mit halbhohem Absatz sehe ich noch heute, als wäre alles erst gestern passiert.

Obwohl uns gesagt worden war, dass wir nach Hause fahren würden, waren wir als Deutschstämmige wohl nach Sibirien unterwegs, entsprechend dem Befehl Stalins, der bis zur Kapitulation des Deutschen Reiches gültig war. Aber zum Glück bewachten uns in Brest junge Männer, denen ein von uns zugestecktes Stück Speck und ein Flasche Schnaps wichtiger waren als wir. So gelang es uns, in einen Zug nach Vilnius einzusteigen. Dort angekommen, verbrachten wir die Nacht in einem auf dem Nebengleis abgestellten Zug. Alle waren von der langen Reise sehr müde und haben sich schon wie zu Hause gewähnt. Um bequemer schlafen zu können, haben wir die noch verbliebenen wertvolleren Habseligkeiten aus den Hosentaschen gekramt und sie in Tragtaschen verstaut, die wiederum als Kopfkissen dienen sollten. Um die Mitternacht erschienen „Kontrolleure“. Die einen blendeten mit ihren Taschenlampen und überprüften die Papiere. Die anderen zogen uns noch Schlaftrunkenen die Taschen und Bündel unter den Köpfen weg. So haben wir in Vilnius auch den letzten Rest dessen verloren, was wir durch die lange und umständliche Reise noch gerettet zu haben glaubten – Dokumente, Fotos und andere wertvollere Sachen.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie wir von Vilnius nach Kaunas gelangt sind. Von Kaunas aus sind wir mit einem Flusskahn bis Šilinė gekommen. Die letzten etwa 2 km bis zu unserem Haus mussten wir zu Fuß zurücklegen. Über das, was die Eltern empfunden haben, nachdem sie ihr Anwesen nicht mehr vorfanden und der Vater von seinem Geburtshaus nur verbrannte Reste sah, wurde niemals gesprochen.[7] Offensichtlich konnte uns nach den bereits erlebten Ungeheuerlichkeiten nichts mehr erschrecken. Wir wurden von der Nachbarin Levosė Čirvinskienė aufgenommen und erhielten anderthalb Zimmer mit Küche. Dort lebten wir fortan bis zu dem Zeitpunkt, als das Haus verkauft wurde und wir in das unweit stehende Haus von Friedrich Hermann umziehen mussten.

Dieses Mal wurde der Rest der heimgekehrten Žvyrer Deutschen nicht mit einem Willkommenslied empfangen. Aber als die litauischen Bauern erfuhren, dass wir zurückgekehrt waren, haben sie auf dem Wege zum Wochenmarkt an unserer Tür mal einen halben Zentner Korn, mal einen Laib Brot abgelegt. Zu der Zeit haben die Menschen die letzten Brotbissen noch geteilt. 1945 haben

[7] Am Heiligen Abend 1944 haben russische Soldaten in der Scheune ein Lagerfeuer angezündet. Die Scheune fing Feuer und es griff von dort auf das Wohnhaus über.

die Bauern ihr Land noch bestellen und bewirtschaften können wie sie wollten. Sie mussten nur, entsprechend der Größe ihres Hofes, Abgaben an den Staat abliefen: Korn, Kartoffeln, Gemüse u.a. An uns zogen die Wagenkolonnen (raudonosios gurguolės), gefüllt mit frisch geernteten Köstlichkeiten, geschmückt mit roten Fahnen und begleitet von Ziehharmonikamusik, vorbei. Die abgelieferten Waren wurden weiter nach Russland geschickt. Abgaben wurden erhoben ungeachtet dessen, ob die Ernte gut oder schlecht war. Bauern, die nicht in der Lage waren, das Abgabesoll zu erfüllen, wurden später gezwungen, in eine Kolchose einzutreten. Es kam vor, dass so mancher Bauer Selbstmord beging oder aus Kummer den Verstand verlor.

Anfangs hatten wir uns - nachdem uns das Versprechen abgenommen wurde, ohne Erlaubnis den Ort nicht zu verlassen - täglich bei der Milizwache zu melden, die zuerst im Hause Kavalčius, später gegenüber der katholischen Kirche in dem aus Ziegelsteinen errichteten Haus von Kapturauskas residierte. Später wurde die Meldepflicht seltener. Der Kommandant des Milizpostens war damals ein Russe mit Namen Vinogradov. Die einfachen Milizsoldaten (Istribiteli) waren vorwiegend Söhne der ärmsten Nachbarn (einer von ihnen, P. Kucinas, ist während eines Schusswechsels mit den Partisanen erschossen worden). Wegen unserem Aufenthalt in Deutschland hat der Kommandant uns nicht behelligt. Seiner Meinung nach war es durchaus verständlich, dass Deutsche während des Krieges nach Deutschland geflüchtet sind. Ganz anderes war es, wenn Litauer sich aus dem Staub gemacht hatten. Allerdings mussten deutsche Frauen abwechseln die Dienststelle der Miliz reinigen. Wie mir erst kürzlich eine Frau berichtete, wurden ihre Mutter und auch andere alleinstehende deutsche Frauen dort von den Istribiteli auch vergewaltigt.

Einmal kam ein uns bekannter angetrunkener Milizionär, um die Mutter mit dem Gewehr im Anschlag zur Wache zu holen, um den Fußboden der Wachstube zu schrubben. Sie konnte zu der Zeit ihren Arm kaum bewegen, weil ihr die Schulter sehr schmerzte. Deswegen bat sie ihn, er möge sie dieses Mal in Ruhe lassen. Daraufhin begann er zu drohen, zuerst würde er die Katze erschießen, dann mich. Darauf verlor die Mutter die Geduld: Sie bat mich, ihr zu helfen, die Strickjacke zuzuknöpfen, und bestand darauf, mit aufgepflanztem Bajonett zur Wache eskortiert zu werden. Als er gewahr wurde, dass meine Mutter ihn möglicherweise wegen dieses Vorfalls anzeigen könnte, bat er sie zu Hause zu bleiben. Das hat nichts genutzt. Später zeigte sich, dass der Milizionär vom Kommandanten für irgendein Vergehen bestraft worden war, die Wachstube zu säubern und er diese Arbeit an meine Mutter „delegieren“ wollte. Als der Kommandant erfuhr, warum die Mutter auf der Wache erschienen

ist, entschuldigte er sich dafür und der Milizionär erhielt seine verdiente Strafe. Später wurde die Milizstation nach Jurbarkas in das Pfarrhaus der evangelisch-lutherischen Kirche verlegt.

Nachdem mein Vater die zurückgelassenen Werkzeuge und die Hobelbank zurückerhalten hatte, begann er wieder für die Bauern Wagen und Räder zu bauen oder auszubessern. So ziemlich alles musste in jener Zeit von Hand gemacht werden. Die Werkzeuge waren einfach und primitiv. Sowohl die Mutter als auch mein Bruder und ich mussten dem Vater oft zur Hand gehen: Den Wetzstein drehen oder die Pedale treten, damit er die Werkzeuge schärfen oder eine Radnabe drechseln konnte. Als die Bauern noch eigenständig wirtschaften konnten, bekam der Vater für seine Arbeit von ihnen Geld für Salz und Brot, sowie andere notwendigen Dinge des täglichen Bedarfs. Nach der Errichtung der Kolchosen musste er sich umstellen: aus dem Stellmacher wurde ein Tischler. Fortan arbeitet er in einem Kleinmöbelproduktionsbetrieb der Forstwirtschaft von Jurbarkas in Skirsnemunė. Die Arbeiter mussten ihre eigenen Hobelbänke und Werkzeuge mitbringen. Dieser Betrieb war in einem Teil des Hauses von meinem Bruder Jonas und in der daneben stehenden Schmiede untergebracht. Hier arbeitete der Vater von Anfang 1948 bis Ende 1951. Neben ihm haben in dem Betrieb weitere 14 Handwerker Türen, Fensterrahmen und Möbel hergestellt. 1951 wurde diese Produktionsstätte nach Smalininkai verlegt. Mein Vater und die anderen Arbeitskräfte fanden daraufhin in der Tischlerei des Pramkombinats des Rayons Jurbarkas in Skirsnemunė einen neuen Arbeitsplatz. Dieser war in den ehemals der Familie Fromm gehörenden Gebäuden eingerichtet. Hier arbeitete mein Vater bis kurz vor seiner Ausreise nach Deutschland.

Nach dem Krieg war die ehemals deutsche Kolonie von Žvyriai schon dezimiert, zerfallen, zerstreut: von den Familien, die während des Krieges es geschafft hatten, in den Westen zu entkommen, verblieben die einen in Deutschland, die anderen fanden sich später in den USA, Kanada oder Australien wieder und die dritten, die nach Litauen zurückkehren mussten, konnten größtenteils nicht in Žvyriai bleiben, weil ihre Häuser von anderen Bewohnern belegt waren. Sie mussten sich in den Nachbardörfern niederlassen. Somit war von den vormals zahlreichen Žvyrer Handwerkern kaum jemand übrig geblieben. Das Gros der Arbeiter des Produktionskombinats machten vorwiegend litauische Arbeitskräfte aus den Nachbardörfer aus.

Bild 6: Arbeiter des Pramkobinats Skirsnemunė 1952 oder 1953:

1. Reihe v.l.n.r.: Robertas Armonas, Juozas Kyzelis, Bronius Kerėža, Alfonsas Kobušaitis, Antanas Kurpius, Mykolas Šleževičius; 2. Reihe v. l.: Sigitas Meškauskas, Olius Kurpius, Bronius Urbanavičius, Juozas Telešauskas, Stasys Vitkauskas, Antanas Dacys, Juozas Petrauskas, Jonas Pažereckas.

Bild 7: Die Arbeiter des Pramkombinats und ihre Helferinnen

Aber auch so verblieb Žvyriai ein wichtiger Wirtschaftsfaktor in der Region – hier wurden sowohl für Privatkunden als auch für die Ämter und Schulen verschiedene Kleinmöbel hergestellt: Bänke, Schränke, Tische, Küchenbuffets und anderes. Für die Arbeit waren Arbeitsnormen vorgegeben, für deren Einhaltung eine Entlohnung, bzw. Prämien vorgesehen. In der Hoffnung, mehr zu verdienen, setzten die Arbeiter alles daran, die Arbeitsnormen zu erfüllen. Nicht nur meine Mutter und ich, sondern auch die anderen Frauen mit ihren Kindern kamen, um den Männern zu helfen, die einfachen aber nötigen Handreichungen zu erledigen, zum Beispiel Bretter zum Trocknen und von dort zurück zum Betrieb zu tragen, die fertigen Möbel zu schleifen, anzustreichen usw.

Da zu der Zeit die Werkzeuge und Maschinen herkömmlich waren, war die Arbeit nicht leicht. Aber da in der sozialistischen Gesellschaft die Bürger nicht wohlhabend werden durften, wurden alsbald die Arbeitsnormen erhöht und alles Bemühen, mehr Lohn zu erarbeiten, wurde zunichte gemacht. Vom verdienten Geld wurden außerdem dauernd Abzüge für Staatsanleihen (staatliche Obligationen) getätigt, die wir bei der Ausreise in der Staatsbank in Vilnius zu Geld machen konnten. Die Litauer konnten erst viel später einen Teil ihrer Einlagen zurückerhalten, aber nur diejenigen, die in der eigens dazu veranstalteten Lotterie gewonnen hatten. Es blieb den Arbeitern im Grunde nichts übrig, als nebenher Möbel nicht nur zum eigenen Gebrauch, sondern auch für den Eigenverkauf herzustellen. Die Rohstoffe (Holz) „besorgten“ sie sich im Betrieb (Pramkombinat). Der Betriebsleiter achtete lediglich darauf, dass nicht zu viel Material abhanden kam und nicht zu öffentlich. Anfangs war der Betriebsleiter Mykolas Šleževičius, später Alfonsas Kobušaitis. Vor dem 1. Mai (Tag der Arbeit) und dem 7. November (Tag der Oktoberrevolution) wurde den Arbeitern der Lohn ein paar Monate nicht ausgezahlt. An den erwähnten Feiertagen waren die Arbeiter verpflichtet, nach Jurbarkas zu fahren um zu demonstrieren, d.h. in Reih und Glied an der Parade teilzunehmen, die von den auf der Tribüne versammelten örtlichen Parteifunktionären abgenommen wurde. Nach der Demonstration wurden dann die rückständigen Löhne ausgezahlt, von denen sich ein nicht unerheblicher Teil alsbald durch die Gaststätten in der Staatskasse wiederfand.

Wir als Arbeiterfamilie konnten eine Fläche von 15 Ar selbständig bewirtschaften und dort Kartoffeln und Gemüse anbauen (den Kolchosbauern standen 60 Ar zur freien Bewirtschaftung zu). Wir hielten Hühner, ein paar Schweine, zeitweilig auch eine Kuh. Hunger leiden mussten wir nicht, obwohl wir manchmal morgens den (Malz-) Kaffee schwarz trinken mussten und nur eine

Scheibe trockenen Brotes zu essen hatten. Wenn wir Maisbrot kaufen wollten, das in der ersten Zeit aus Jurbarkas nach Skirsnemunė gebracht wurde, so mussten wir uns sehr früh in eine Warteschlange vor dem Geschäft stellen. Trotzdem kam es oft vor, dass kurz vor dem Erreichen des Ladentisches das Brot schon ausverkauft war, was besonders misslich war. Solange der Bruder Alfred noch mit uns lebte, war die Versorgung mit Brot unsere gemeinsame Aufgabe. Als er im September 1948 die Berufsschule in Jurbarkas und später in Kaunas zu besuchen anfing, fiel diese Aufgabe mir alleine zu. Da das Brot nicht mehr nach Skirsnemunė gebracht wurde, musste ich mit den anderen Nachbarskindern über den Nemunas mit einem Boot übersetzen, um Gelgaudiškis zu erreichen oder die zehn Kilometer meistens zu Fuß entlang des Flusses bis nach Jurbarkas laufen. Oft mussten wir sehr früh aufstehen und sehr lange in der Schlange stehen. Zurück musste der Sack mit dem Brot auf den Schultern getragen werden. Obwohl darin selten mehr als zwei oder drei Leiber Brot gewesen sind, erschien es mir als Mädchen von 8 bis 12 Jahren als ob ich wie Herkules die Last der ganzen Welt auf meinen Schultern tragen musste. Glücklich waren wir, wenn jemand uns in seinem Lastwagen mitnahm. Brot hat die Mutter auch zu Hause gebacken. Wenn man Glück hatte, gelang es Korn oder Mehl zu ergattern, das vorwiegend auf dem Wochenmarkt, der jeweils montags (später sonntags) und donnerstags in Jurbarkas stattfand, angeboten wurde.

Schon sehr früh wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Wir mussten für die Schweine Gras heranschaffen, das wir aus den früher uns und jetzt der Kolchose gehörenden Auen besorgten. Aus dem Nemunas holten wir Flussmuscheln, die wir „Fröschchen“ nannten und die gekocht den Schweinen und Hühnern verfüttert wurden. Hundertjährige Eichenbäume des nahen Haines bescherten uns jeden Herbst eine Fülle von Eicheln, die wir sammelten und nach Hause brachten. Sie reichten für die Schweine und für unseren Kaffee. Die Mutter röstete und vermischte sie mit ebenfalls geröstetem Chicorée und Gerste – so entstand ein wohlschmeckender und gesunder Kaffee. Im Wald fanden wir Pilze und im Frühjahr nach der Schneeschmelze für den Tischschmuck Veilchen und Leberblümchen.

Das Leben war in unserer Region, wie auch in ganz Litauen, unruhig und unsicher. Packsäcke standen bereit, um das wenige Hab und Gut schnell zu verstauen, falls man die Reise nach Sibirien hätte antreten müssen. Als am 1. September 1945 die Schulen wieder ihre Arbeit aufnahmen, wurden mein Bruder und ich nicht zum Unterricht geschickt, denn man rechnete fest mit einer baldigen Verbannung nach Sibirien. Nur im Herbst 1946 im Alter von 8 Jahren

habe ich, ohne Wissen der Eltern, mit der Nachbarstochter Jadvyga die Schule aufgesucht. Von dem Tag an bin ich in die 1. Klasse aufgenommen worden. Bruder Alfred besuchte die 3. Klasse. In meiner Klasse waren Schüler verschiedenen Alters, sogar 10jährige und ältere, die während des Krieges keinen Unterricht besuchen konnten.

Bild 8: Die 1. Klasse der Grundschule in Skirsnemunė und ihr Klassenlehrer V. Tuminas, 1946

Der Unterricht fand in litauischer Sprache statt, der Russischunterricht begann im 2. Schuljahr mit 2 Stunden wöchentlich, um im 3. und 4. Schuljahr auf je vier Wochenstunden zu steigen.

In der Schule hat es mir gut gefallen. Ich lernte selbständig. Von den Eltern konnte ich keine Hilfe erwarten, sie hatten selbst keine Bildung genossen. In der zaristischen Zeit hat der Vater nur die russische Grundschule besuchen können. Der Lehrer der 1. Klasse, Tuminas mit Namen, war kein Einheimischer. Er verschwand schon nach einem halben Jahr. Seine Stelle nahm ein junger Lehrer aus Skirsnemunė, Algis Petrauskas, ein, der uns zwei Jahre lang unterrichtete. Lehrerin in der 4. Klasse war die Witwe Juškevičienė, die mit ihrer Tochter zugezogen war. Nicht nur Lehrer verschwanden über Nacht. Aus

der 3. Klasse wurden die Mitschüler Kalinauskas, Nikžentaitis, Pažereckas und andere mit ihren Eltern nach Igarka oder Krasnojarsk deportiert.

Einige Zeit befand sich unsere Klasse im Haus der Familie Zokai. Im Haus daneben wohnte die Familie des Parteimitglieds Ananka. Als wir eines Morgens zur Schule kamen, erfuhren wir, dass die Partisanen nachts das Haus der Anankas beschossen haben. Dabei wurde Frau Ananka tödlich getroffen. Zu der Zeit waren Schusswechsel an der Tagesordnung und es starb dabei so mancher Istribitel oder Partisan. Die ersteren wurden mit Pauken und Trompeten feierlich beigesetzt, die sterblichen Überreste der anderen wurden in den Straßen oder Plätzen des Städtchens öffentlich zur Schau gestellt. Später wurden sie irgendwo am Ufer des Nemunas verscharrt. An den Stellen wurden oft über Nacht Blumensträuße abgelegt. Dafür wurden Anelė Stanevičiūtė ir Stasė Sakalaitė zu langjährigen Zuchthausstrafen in Sibirien verurteilt.

Meine Brüder Jonas und Richard wohnten in Paalsiai am Ufer der Alsa, wo wir mit dem Bruder Alfred die Sommerferien verbrachten. Nicht weit von ihnen, im Dorf Pažėrai in einem Anwesen mitten in einer Waldlichtung lebte Onkel Jonas. Obwohl ich selber keinen direkten Kontakt mit den Partisanen gehabt habe, so erfuhren wir an manchen Morgen, dass sie des Nachts den Onkel oder die Brüder aufgesucht hatten. Während seines Besuchs bei uns in Deutschland 1979 erzählte Richard, dass er auf Anraten eines Parteimitglieds auch nachts die Haustür unverschlossen hielt, damit die Milizionäre einen nicht belangen konnten, dass man die Partisanen freiwillig ins Haus gelassen habe. Die Zeiten waren in der Tat höchst unsicher. Viele litauische junge Männer sind in die Wälder gegangen. Nach Hause kamen sie nur, um Verpflegung und Kleidung zu holen oder um sich ordentlich zu waschen. Zu jeder Tages- oder Nachtzeit konnten die Istribiteli auftauchen. Damit die Partisanen nicht zur gleichen Zeit erschienen und in eine Falle liefen, hat man mit ihnen Geheimzeichen verabredet: Dann wurden die gespülten Milchtöpfe, nicht wie auf dem Lande üblich, zum Trocknen über die Staketen des Gartenzaunes gestülpt, sondern auf den Zaunpfosten gestellt. Die Informationsübermittlung war zwar primitiv aber erfolgreich. Die Partisanen gaben eine Zeitschrift „Glocke der Freiheit“ („Laisvės varpas“) heraus. Ein paar Nummern habe auch ich zu Gesicht bekommen. Ich habe sie im Spind der Schwester unter den Kleidungsstücken gefunden. Es war um das Jahr 1952. Später wurde ich deswegen in Raseiniai von der Polizei vernommen, als meine Schwester und einige ihrer Bekannten wegen Unterstützung der Partisanen festgenommen wurden. Obwohl ich zu der Zeit noch minderjährig war, wurde ich zunächst rechtswidrig alleine von der Polizei vernommen und erst später eine Lehrerin zugezogen. In ihrer Gegen-

wart hatte ich meine Aussage zu wiederholen. Irgendwelche Folgen hatte dieser Vorfall für mich nicht.

Als ich in der 2. Klasse war, versuchte man uns für die Pionierorganisation zu werben. Wahrscheinlich hat man keinen Aufnahmeantrag stellen müssen. Erinnern kann ich mich nur, dass ich eines Tages mit einem roten Halstuch nach Hause gekommen bin. Ich wurde von der Mutter dafür ausgeschimpft. Erst da habe ich verstanden, dass ein rotes Halstuch zu tragen keine so ehrenvolle Angelegenheit war. Das Halstuch trugen wir selten, nur bei den Zusammenkünften der Pioniere oder wenn höherer Parteibesuch aus dem Rayon-Hauptquartier angesagt war. Die Lehrer bemühten sich nicht besonders, die Vorschriften und Anordnungen anzuwenden. Sie hatten z.B. den Auftrag, die Kinder von Gottesdienstbesuchen abzuhalten. Aber es war ein offenes Geheimnis, dass die Lehrer selbst Kirchgänger waren. Allerdings besuchten sie die Gottesdienste in anderen Ortschaften, wo sie nicht bekannt waren. Auch ich besuchte die Gottesdienste mit meinen Eltern in der evangelisch-lutherischen Kirche in Žvyriai. Mit 13 Jahren wurde ich dort vom Pfarrer Briedis konfirmiert. Irgendwelche Unannehmlichkeiten deswegen habe ich nicht erfahren. Die Menschen waren eingeschüchtert. Deswegen gingen sie oft heimlich in einem weiter entfernten Ort zur Kirche (vorauseilender Gehorsam), ohne im Voraus genau zu wissen, was die Konsequenz wäre, falls sie offen in ihrem Ort zum Gottesdienst gehen würden.

Die Lehrer an unserer Schule waren vorwiegend aus anderen Regionen abgeordnet und lebten so kärglich wie ihre Schüler. Nach dem Krieg haben die Menschen, die selber viel Elend und Not erlebt hatten, einander geholfen, wo sie nur konnten. So vergaß man auch die Lehrerfamilien nicht, wenn Nachbarn oder die Eltern der Schüler ein Schwein schlachteten oder im Herbst im Garten das Obst und die Beeren reiften. Zu jener Zeit klopften fast täglich Bettelnde an der Tür. Insbesondere waren es viele deutsche Frauen und Waisen (sogenannte Wolfskinder) aus dem Königsberger Gebiet. Sie gingen nicht nur von unserer Tür nicht ohne ein Stück Brot, ein Ei oder ein paar Kartoffeln weg, obwohl wir selbst nicht viel hatten. Sie alle wurden von vielen unterstützt und so manches deutsche Kind auch adoptiert. Ruth Leiserowitz schrieb später: „Die Hilfe der Litauer für die hungernden Ostpreußen lässt sich nicht beziffern“.[8]

[8] Ruth Leiserowitz, *Von Ostpreußen nach Kyritz. Wolfskinder auf dem Weg nach Brandenburg*, Potsdam: Brandenburgische Zentrale für politische Bildung, 2003, S. 104.

Nach Abschluss der Grundschule trat ich in die 5. Klasse der siebenjährigen Hauptschule ebenfalls in Skirsnemunė ein. Die Klassengemeinschaft wurde durch neue Schüler aus den umliegenden Dörfern ergänzt. Sie mussten täglich zwischen 3 und 5 km zurücklegen, denn zwischen Jurbarkas und Raudonė gab es keine andere weiterführende Schule.

Aus jener Zeit gut in Erinnerung geblieben ist mir insbesondere das Echo, das die Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Stalin im März 1953 an unserer Schule hervorriefen. Alle Schüler und Lehrer mussten sich im Saal des Kulturhauses versammeln. Dort wurden Trauerreden gehalten und sowohl Lehrer als auch Schüler haben mit aufgesetzten zerknirschten Minen „Trauer“ gezeigt. Die neben mir stehende Stefa und ich kicherten und tuschelten hinter vorgehaltener Hand, denn von echter Trauer konnte bei uns keine Rede sein, schließlich waren das Sowjetregime und Stalin allgemein verhasst. Es hätte schlecht ausgehen können, denn dieses unbotmäßige Verhalten bemerkte der Direktor, der uns mit einem strengen Blick zur Ordnung rief. Aber zum Glück hatte diese Episode keine negativen Folgen für uns.

Als ich 14 wurde - ich war gerade in der 7. Klasse - begannen neue Schwierigkeiten. Wir sollten in den Komsomol[9] eintreten. Niemand von uns wollte freiwillig dieser Organisation oder gar der Kommunistischen Partei beitreten. Aber da gab es Wege und Möglichkeiten um nachzuhelfen. Bei mir ist das so abgelaufen: Im Lehrplan der 7. Klasse waren Unterrichtsstunden über die Stalinistische Verfassung[10] vorgesehen. Ich habe im Voraus im Lehrbuch nachgelesen, dass die Verfassung die Gewissensfreiheit des Menschen gewährleistet. Auf dieses Wissen gestützt verkündete ich in der Klasse öffentlich, dass ich in den Komsomol nicht eintreten werde und dass mich dazu auch niemand zwingen könne, denn ich hätte die Verfassung auf meiner Seite. Dieses Gerede kam dem Schulleiter zu Ohren. Ich wurde in sein Büro zitiert, wo ich der antikommunistischen Agitation bezichtigt wurde. Es blieb für mich nur ein Ausweg - einen Aufnahmeantrag für den Eintritt in die kommunistische Jugendorganisation auszufüllen. Zum Komsomolkomitee nach Jurbarkas fuhr ich nicht alleine - auch andere haben dem Druck nicht widerstanden. Mitglied des Komsomol wurde ich damals allerdings nicht. Der Aufnahmeausschuss zeigte Interesse an meinen Namen Hermanaitė. Als er erfuhr, dass ich eine Deutschstämmige bin

[9] Die Jugendorganisation der KPdSU.

[10] Die Sowjetische Verfassung von 1936 war formell eine demokratische Verfassung und garantierte die Menschenrechte sowie allgemeine und geheime Wahlen.

und auch keine sowjetische Staatsbürgerschaft habe, wurde meinem Antrag nicht stattgegeben.

Ein paar Jahre später mussten die Eltern sowjetische Staatsbürger werden und mit ihnen auch ich. Die Tür war wieder offen für einen Eintritt in den Komsomol. Auch dieses Mal war der Eintrittsanlass ein ungewöhnlicher. In der Kladde hatte ich die Strophen des Liedes „Sei nicht traurig, Mütterlein“[11] eingetragen. Vieles habe ich vergessen, aber diese Zeilen sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Mein Bruder war zu der Zeit beim Militär im Fernen Osten und das Lied spiegelte irgendwie unsere Gemütsverfassung wider. Zu Hause habe ich sie meiner Mutter vorgelesen und beide haben wir geweint. Obwohl bis dahin kein Lehrer die auf der Bank liegenden Hefte kontrolliert hatte, nahm dieses Mal der Schulleiter mein Heft in die Hand und blätterte es durch. Selbstverständlich fand er den Text des Liedes. Die Mutter musste wegen dieses „antisowjetischen“ Liedes in der Schule erscheinen und Rede und Antwort stehen und ich musste zum zweiten Mal einen Aufnahmeantrag für den Komsomol schreiben. Diesmal wurde ich in die Komsomolorganisation aufgenommen, womit die Schule wohl den Plan erfüllte. Im Leben der Schüler änderte sich nichts, ob man nun Komsomol war oder nicht. Die Episode mit dem Lied hatte noch ein Nachspiel. Ein paar Jahre später erschienen aus Jurbarkas zwei Abgeordnete der Partei und erkundigten sich über das Lied. Heute denke ich, dass es gut möglich war, dass man damals nach belastendem Material gegen den ehemaligen Direktor der Schule suchte.

1953 habe ich die 7-jährige (Haupt-)Schule in Skirsnemunė abgeschlossen und wechselte zu dem ebenfalls in Skirsnemunė neu eingerichteten Gymnasium über. Dieses beendete ich ohne größere Ereignisse 1957. Wir waren die erste Abiturientenklasse dieser Schule.

Nach 16 Jahren des Bestehens wurde dieses Gymnasium geschlossen und die Schüler aus Skirsnemunė und den umliegenden Ortschaften mussten die weiterführende Schule in Jurbarkas besuchen.

Der Unterricht in der Schule gestaltete sich weitgehend normal, die Lehrer und Schulleiter wechselten. Der letzte Schulleiter zu meiner Zeit war Telesforas Urbaitis, ein Parteimitglied. Ihn mochten die Schüler. Er prahlte nicht mit seinen guten Taten, aber es war bekannt, dass er den ärmeren Schülern half. Auch

[11] „Neliūdėk močiute, jei prie kūčių stalo, šiemet viena vieta pasiliks tuščia, ir nelauš plotkelės tos baltos rankelės, kurios ją laužė pernai ir dar buvo čia“ (Sei nicht traurig, Mütterchen, wenn in diesem Jahr am Heiligen Abend ein Platz am Tisch frei bleibt und die weißen Hände, die im letzten Jahr noch die Hostie brachen, nicht mehr dabei sind).

mir hat er geholfen, aber auf eine andere Art und Weise. Das Klima in unserer Klasse war gut. Mobbing, wie es heutzutage in den Schulen Gang und Gäbe ist, war uns unbekannt. Wir waren jung und hatten nicht nur das Lernen im Kopf. Wir feierten gemeinsam, gingen zu Tanzveranstaltungen, mit einem künstlerisch-musikalischen Programm sind wir in Raudonė, Šilinė u.a. aufgetreten, außerdem nahmen wir an Sportwettkämpfen (Spartakiaden) teil. Aus heutiger Sicht betrachtet, waren wir brave und folgsame Schüler. Die einen Lehrer ärgerten wir weniger, die anderen mehr. Je nachdem, wie einer sich wehren konnte. Manche Lehrer waren nicht viel älter als wir, so dass wir bei den Tanzabenden der Schule auch mit ihnen tanzen konnten.

Bild 9: Die erste Abiturabschlussklasse 1957:

1. Reihe, v. l.: die Lehrer: Antanas Klimas, Elena Gabartaitė-Mozuraitienė, Izabelė Šipailaitė, Telesforas Urbaitis, Mindaugas Kisielius, Zita Klimaitė-Gadliauskienė, J. Rašpaliauskas; 2. Reihe: die Abiturienten - Birutė Drejerytė, Nijolė Grigaitytė, Danutė Pociūtė, Danutė Meškauskaitė, Genė Vyturytė, Vida Dacytė, Viktorija Klimaitė, Anė Hermanaitė, Janina Galbuogytė, Genė Leikutė, Stefa Zokaitė; 3. Reihe: Virgis Velička, Edmundas Samuolis, Jonas Vitkauskas, Leonas Pocevičius, Vytautas Statkevičius und Jonas Totoraitis.

Später, schon in Deutschland, habe ich einen Sonderlehrgang für Abiturienten aus den Ostgebieten in Hof an der Saale besucht. Hier habe ich bemerkt, wie groß der Unterschied in der Unterrichtsmethodik in meiner Schulen in Litauen und in Deutschland war. In Skirsnemunė haben fast alle Lehrer das entsprechende Kapitel zum Stundenthema aus dem Lehrbuch auswendig gelernt, nacherzählt und pro Forma nachgefragt, ob wir es verstanden hätten, und das war's dann. Irgendwelche Fragen zu stellen, war nicht gestattet und nicht üblich. So ging es in fast allen Unterrichtsstunden zu. Einmal - wahrscheinlich war es in der 10. Klasse - schlug ein Mitschüler vor, über das „Banditenthema" (Freiheitskämpfer) zu diskutieren. Der Lehrer geriet in Panik und beendete ohne Kommentar sofort die Stunde. In Deutschland hingegen waren sachliche Diskussionen in den Stunden höchst willkommen und wurden gefördert.

Das Leben „normalisierte" sich mit der Zeit. Jeder beging die großen Festtage, wie er es vermochte – Ostern, Weihnachten, Hochzeiten, Taufen. Geheiratet wurde vorwiegend nach Weihnachten. Dann fuhren die Brautleute, gefolgt von der ganzen Hochzeitsgesellschaft, in zweispännigen Schlitten an unserem Haus vorbei in die Kirche. Nirgends sonst habe ich einen so interessanten Brauch kennen gelernt, wie den Brautleuten den Weg zu versperren. Sie mussten sich den Weg mit einer Flasche Schnaps für die Erwachsenen und Süßigkeiten für die Kinder und Jugendlichen freikaufen. Eine schöne Sitte war es auch, sich beim Tod eines ärmeren Nachbarn an dem Leichenschmaus mit Lebensmitteln oder Getränken zu beteiligen. Wenn die Ernte eingeholt werden sollte, rief man die Nachbarn und sie kamen. Es war wie im Wilden Westen, wo gemeinsam Häuser in Nachbarschaftshilfe gebaut wurden. Man nannte das „Talka". Ferner war das Schmücken der Kühe mit Blumen und Grünzeug zu Pfingsten oder Fischfeste (Žiobrinės) zu feiern im Jahresablauf fest verankert. Zu Weihnachten und Ostern gab es Kartoffelkuchen (Topfkuchen, Kugelis) mit einem Schweinskopf, der in großen gusseisernen Brätern im Brotbackofen über Nacht gebacken wurde. Zu den Feiertagen wurde das „Bier" aus Zuckerrüben selbst gebraut, der Hof mit den aus Birkenzweigen gebundenen Besen gefegt und anschließend mit gelbem Sand ausgestreut.

Die Wintermonate waren in der Regel sehr kalt. Der Unterricht in der Schule fiel aus, wenn die Temperatur unter -25°C fiel. Da selten jemand ein Thermometer zu Hand hatte, versammelten wir uns an besonders kalten Tagen in einem nicht weit von der Schule entfernten Geschäft und schickten zwei oder drei Kameraden vor, um zu erkunden, ob der Unterricht stattfinden würde oder nicht. Auch wenn es noch nicht ganz so kalt war, hat der Lehrer oft in Anbetracht dessen, dass nur ein Paar Schüler zum Unterricht erschienen waren, auch

diese heimgeschickt, so dass der ganze Unterricht ausfiel. Dann eilten wir mit den bereits mitgebrachten Schlitten über den zugefrorenen Nemunas zu dem auf der anderen Uferseite liegenden großen Hügel. Beim Spiel war es uns nicht kalt.

Schuhwerk und Kleidung gab es in den Geschäften selten zu kaufen. Noch lange nach dem Krieg haben wir die zu Hause genähten und angefertigten Wickelgamaschen, Filzstiefel oder Holzpantinen tragen müssen. Kinder mussten die umgearbeiteten Erwachsenenkleider auftragen. Ab und zu brachten manche Frauen wollene Stoffe aus Riga mit, aus denen modischere Kleidung geschneidert wurde. Die geschickteren und einfallsreicheren Mädchen haben Pullover und Kleider nicht nur für den Selbstgebrauch, sondern auch für den Verkauf gehäkelt oder gestrickt. 1958 haben wir von den Schwestern des Vaters zwei Pakete mit Kleidung aus Amerika bekommen (Anfang des 19. Jahrhunderts waren zwei Schwestern und ein Bruder meines Vaters in die USA, eine Schwester nach St. Petersburg, Russland ausgewandert). Von da an konnte auch ich mich besser anziehen.

Die Winter waren nicht nur kalt, sondern auch schneereich. Zur Schule mussten wir uns durch hohe Schneeverwehungen kämpfen, wenn die Wege noch nicht geräumt waren. Zum Schneeschippen war jeder vor seinem Haus verpflichtet - von dem einen Nachbarhaus bis zum anderen. Viel Freude hatten wir, wenn wir uns mit unseren kleinen Rodelschlitten an vorbeifahrende große Pferdeschlitten anhängen konnten. Es kam vor, dass der Fuhrmann die Pferde antrieb, so dass wir in Galopp durch die Ortschaft fegten. Die verschneiten Felder und der feine Raureif auf den Bäumen und Sträuchern verwandelten die Umgebung im Mondlicht in eine paradiesische Märchenwelt.

Die jedes Frühjahr erwachende Natur bereitete uns neue Überraschungen und neues Ungemach. Der Schnee schmolz und das zugefrorene Wasser des Nemunas suchte sich mit Brachialgewalt zu befreien. Was den Erwachsenen Sorge und Kummer bereitete, war für uns Kinder ein reines Vergnügen - man konnte auf den aufeinander getürmten Eisschollen von einer zur anderen springen. Manchmal stieg das Wasser auch ohne Eis an und überschwemmte die ganze Ortschaft.

1948 sind die auf dem Nemunas treibenden Eisschollen über die Ufer des Flusses getreten und haben zusammen mit dem einsetzenden Hochwasser große Schäden angerichtet - viele Häuser wurden zerstört, so auch das Haus unseres Nachbarn Oržukauskas. Wir selber mussten mit Hühnern und Schafen vor dem steigenden Wasser Zuflucht auf dem Dachboden unseres Hauses suchen. Von dort wurden wir mittels eines Kahnes gerettet.

Bild 10: Nemunas-Hochwasser 1956 am Haus von Jonas Armonas

Nach den jährlichen Überschwemmungen grünten die Auen aufs Neue umso intensiver. Insbesondere in den frühen Morgenstunden hörte man von dort das schrille Klagen der Kiebitze und den Gesang der Lerchen. Nach der Kälte des Winters erholte sich auch der Mensch. Abends, nach der Tagesarbeit, fand man sich bei den einen oder anderen Nachbarn auf dem Hofe zu einem Plausch oder auch zu einem Gläschen Aufgesetztem wieder. Einmal, wohl nach einem übermäßigen Genuss von Baldrianlikör, kam es bei den Beteiligten zu einem Ausschlag. Auch die Musik durfte nicht fehlen. Beliebt war die Musik der Ziehharmonika. In den stillen Abendstunden konnte man vom Hügel auf dem Hofe Lendraitis die Melodien der singenden Brüder Endrius, Juozas und Jonas weit hören.

Nach dem Abitur begann für mich ein neues Leben. Die einen Klassenkameraden begannen in Kaunas oder Vilnius zu studieren, die anderen stürzten sich bereits in das Berufsleben. Mit manchen Schulfreunden ist der Kontakt bis heute nicht abgerissen. Da ich wegen Unstimmigkeiten der Namensschreibung in den Dokumenten nicht in die Medizinschule eintreten konnte (ursprünglich

wollte ich Hebamme werden) und mir bedeutet wurde, im nächsten Jahr erneut einen Antrag zu stellen, nahm ich eine Arbeit in der Dorfbibliothek an. Die Arbeit war nicht besonders schwer, nur etwas mühsam, weil ich mich im Herbst und Winter ca. 4 km zur Arbeit durch unwegsames Gelände durchkämpfen musste. Matsch, Schlamm, Verwehungen - es gab keine motorisierte Verkehrsverbindung dahin. Die Bibliothek führte neben den Schriften von Marx, Lenin und Stalin nur wenig schöngeistige Literatur. Wohl aus diesem Grunde kamen auch wenige Leser. Überdies wurden die Räume an kalten Tagen nicht geheizt. Die meiste Zeit saß ich bei der am anderen Ende des Hauses wohnenden Familie, und zur Nacht, damit ich nicht jeden Tag nach Hause trampen musste, nahm mich die Leiterin der Grundschule auf. Gemeinsam organisierten wir hin und wieder in der Schule Tanz- und Theaterabende.

Außerdem gehörte es zu meinen Obliegenheiten, mit dem Ortsvorsteher die Dörfer zu bereisen, um den Viehbestand der Bewohner zu ermitteln. Augenfällig war die insbesondere in der Sowjetzeit zu Tage getretene Charakterschwäche der Menschen. Nachdem aus einem Bettler ein Herr geworden war, verfuhr man gemäß dem russischen Sprichwort „Dem Freund alles, den Feinden das Gesetz“. Der Ortsvorsitzende war an sich ein friedlicher und umgänglicher Mensch, mit dem man gut auskommen konnte. Aber man merkte gleich, mit welchen Leuten er freundschaftlich verkehrte und wem er weniger gut gesonnen war. Da man rechtzeitig über die Zählung des Viehbestandes in den Dörfern Bescheid wusste, bereitete man sich auf einen angemessenen Empfang vor. Im ersten Fall setzte er sich sogleich an den gedeckten Tisch, ließ sich bewirten und verzichtete auf die Überprüfung des angegebenen Viehbestandes. Ich musste nur die Angaben in den Akten vermerken. Auf den anderen Höfen ließ er sich auf keine Gespräche und Bewirtung ein, marschierte schnurstracks in die Ställe, um das vorhandene Vieh in Augenschein zu nehmen. Leider Gottes wurde zu der Zeit die Bevölkerung nicht nur von diesem, sondern auch von vielen anderen „Herren“ drangsaliert und gedemütigt. Hier noch ein kurioses Beispiel: In dem 2013 erschienen Buch Skirsnemunė berichtet Aldona Zokaitė-Urbanavičienė über eine 1966 (!) von dem Bezirksarchitekten erhaltene Anweisung, die Fensterläden des Wohnhauses ihrer Eltern und die das Grundstück umgebenden Zäune bis zum Abend zu entfernen. Auf meiner Nachfrage nach dem Zweck dieser ungewöhnlichen Forderung erzählte Aldona, dass das schmucke und ordentlich aussehende Haus nicht an die Vorkriegszeit (Smetonaszeit) erinnern sollte.

Lange habe ich in der Bibliothek nicht arbeiten brauchen. Es ergab sich die Gelegenheit nach Vilnius zu reisen, um an einem 6-wöchigen Bibliothekslei-

terkurs teilzunehmen. Zu der Zeit haben meine Eltern am 24. Juli 1958 beim Leiter der Jurbarker Abteilung der Rayonmiliz einen Ausreiseantrag nach Deutschland gestellt. Über die dortige Passstelle erhielten wir unsere Ausreiseausweise.[12] Am 7. Januar 1959 erteilte die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Moskau den Einreisevermerk für eine Einreise in die Bundesrepublik Deutschland bis zum 1. April 1959. Wir mussten innerhalb von drei Monaten aus Litauen ausreisen.

In den letzten Jahren vor unserer Ausreise erfuhren Skirsnemunė und Žvyriai mehrere positive Veränderungen. Unter anderem erhielt die Landstraße einen Teerbelag und die Orte elektrisches Licht (allerdings wurde der Strom zunächst um 22:00-23.00 Uhr abgeschaltet). Jeder Haushalt musste ab der Straße Masten setzen, über die die Stromleitungen bis zum Haus geführt wurden.

1959 breiteten wir zum dritten Mal unsere Flügel aus, um in eine wärmere Region zu ziehen - nach Westdeutschland. Da Deutschland den Krieg verloren hatte, hatten wir keine großen Erwartungen, was das Leben dort betraf. Die früher ausgereisten Nachbarn signalisierten zwar mittels vorher vereinbarter kodierter Nachrichten, dass alles gut sei, doch diverse Amtsträger versuchten uns einzureden, dass das alles Propaganda wäre. So fuhren wir in ein „hungerndes“ Deutschland, die Koffer voll mit Rauchfleisch gefüllt!

Vor der Ausreise gab es noch Vieles zu erledigen. Die Eltern haben ein Schwein verkauft und das andere geschlachtet, um Fleisch für die Reise in das von Hunger geplagte Deutschland zu haben. Ich fuhr nach Vilnius, um die Staatsobligationen in Geld einzutauschen, Koffer für die Reise zu kaufen und natürlich Schuhe. Es ging auch hier nicht ohne gewisse Erlebnisse vonstatten. In der Staatsbank bekam ich eine größere Summe Geld ausgezahlt. Die Kassiererin zählte die Geldscheine zunächst richtig ab, doch als ich es schon in meine Geldbörse verstauen wollte, stürzte plötzlich eine Frau aus dem Nebenraum herein und verlangte, das Geld nachzuzählen. Natürlich wurde beim zweiten Nachzählen befunden, dass man mir 100 Rubel zu viel ausgezahlt hätte. Ich wollte mich nicht auf einen Streit einlassen und wünschte nur beim Verlassen des Raumes laut, dass der Betrag ihr nicht zum Nutzen gereichen möge. Eine andere Begebenheit des Abschiedes mit sowjetischen Menschen ereignete sich im Zug nach Berlin: Eine scheinbar gängige Methode sich zu bereichern war, dass der Zugbegleiter von jedem Fahrgast DM 20,-- einzufordern versuchte. Also war es für unsere Familie immerhin insgesamt DM 60,--. Allerdings muss

[12] Mein sowjetischer Ausreiseausweis Nr. 016833 ist am 22. Dezember 1958 von der OWIR Vilnius ausgestellt.

ich sagen, dass wir dafür auf der gesamten Fahrt von ihm gut mit Tee und Toilettenpapier versorgt worden sind. Mitreisende, die es abgelehnt hatten, diesen Obolus zu entrichten, haben auf diese Annehmlichkeiten verzichten müssen.

Mit dem Verlassen von Žvyriai 1959 ging die etwa 300 Jahre lange Odyssee der Einwohner deutscher Abstammung hier zu Ende. Zeugnis von ihrer Anwesenheit hier legen nur noch die sich zur Erde neigenden oder bereits umgekippten Kreuze auf den Gräbern der Ur- und Großeltern des lutherischen Friedhofs von Žvyriai, ab.

Bild 11: Ein sich zur Erde neigendes Kreuz auf dem ev. lutherischen Friedhof in Žvyriai, 2012

Und auch ein auf dem Kirchhof im Jahre 2008 von Pfarrer Mindaugas Kairys aufgestellter Gedenkstein, der von der früheren Einwohnerin von Žvyriai und heute in Hamburg ansässiger Alma Tennikat-Maschidlauskas finanziert wurde.

Die Inschrift lautet: „Zur Erinnerung an die Mitglieder der Kirchengemeinde Skirsnemunė (Žvyriai), die gezwungenermaßen dieses Land verlassen haben“.

Bild 12: Gedenkstein auf den Kirchhof der ev. lutherischen Kirche in Žvyriai. (Errichtet 2008)

Also fuhren wir in das besiegte Deutschland ohne übertriebene Hoffnungen, dort ein gutes und leichtes Leben vorzufinden. Wir wollten lediglich das sowjetische „Paradies“ verlassen. Wir schleppten Koffer voll Räucherspeckseiten, Daunenkopfkissen und Bettzeug mit uns, damit wir fürs Erste etwas zu essen hätten und uns einen Schlafplatz einrichten könnten. Ohne verlässliche Informationen hatten wir der sowjetischen Propaganda über die ärmlichen Verhältnisse in Deutschland Glauben geschenkt. Aus Skirsnemunė fuhren wir, Vater, Mutter und ich, begleitet von Bruder Jonas, mit dem Autobus nach Vilnius. Auf dem Hauptbahnhof in Vilnius bot sich uns ein Bild, wie wir es aus den Kriegstagen kannten: es herrschte ein reges Kommen und Gehen. Eilende Menschenmassen suchten für uns schwer zu durchschauende Ziele, die Züge waren überfüllt und man musste in dem Gedränge schon seine Ellenbogen einsetzen, um einen Platz in einem Zugabteil zu ergattern. Nicht mal von dem uns begleitenden Bruder konnten wir uns verabschieden. Nicht viel anders sah es auf dem Bahnhof in Brest aus. Hier mussten wir nicht nur umsteigen, sondern

auch noch Fahrkarten nach Berlin lösen. Vor den abgeschlossenen Räumen der Fahrkartenschalter bildeten sich Menschentrauben. Ich hatte noch Glück, denn ich war an dem Tag eine der letzten, die noch in den Schalterraum gelangen und eine Fahrkarte nach Berlin für den nächsten Tag bekommen konnte. Hier konnten wir ebenfalls noch einen festgelegten Betrag pro Person in DM tauschen. Rubel hatten wir genug. Den nicht eingetauschten Rest, überwiesen wir per Postanweisung dem Bruder Jonas.

Die Nacht verbrachten wir im Bahnhof von Brest. Bevor wir den Zug besteigen konnten, mussten wir noch den Zoll passieren. Um die Koffer nicht öffnen zu müssen, obwohl wir nichts Verbotenes mit uns führten, haben wir das Angebot eines Gepäckträgers für 100 Rubel angenommen, seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Und in der Tat, beim Passieren des Kontrollpunktes fragte man uns lediglich, ob wir Gold mit uns führen würden. Auf meine Antwort, dass wir natürlich alles Gold, das wir für unsere Arbeit in der Kolchose bekommen hatten, auch mitnehmen, wurde uns bedeutet, schleunigst von hier zu verschwinden.

Wie schon erwähnt, sorgte der Zugbegleiter im Zug für unser Wohlergehen. Bis Warschau saß in unserem Abteil eine Polin. Nach dem Passieren der Grenze zu der DDR suchten uns drei aus Leningrad (jetzt St. Petersburg) heimkommende DDR-Studenten auf. Sie versuchten uns zu überreden, doch in der DDR zu bleiben. Sie malten mir aus, hier würde ich studieren können, in der Bundesrepublik hingegen würde ich beim Bauern nur Schweine hüten können. Auf meine Frage, was sie wohl denken, warum wir aus Litauen ausreisen würden, konnten sie nichts antworten und verließen wortlos das Abteil.

Ich weiß nicht mehr, auf welchem Bahnhof in Berlin wir ausgestiegen sind. Ich erinnere mich nur, dass wir einen langen unterirdischen Gang durchschreiten mussten, um in einen anderen Zug umsteigen zu können. Als der uns begleitende Polizeibeamte sah, dass die gefüllten Koffer uns schwer zu schaffen machten, half er uns, indem er einen davon zu tragen übernahm. Unser erstes Ziel waren die Schwestern in der Bahnhofsmission. Dort erhielten wir etwas zu essen und Fahrkarten nach Friedland. Unsere Koffer, die wir zuletzt auf dem Bahnsteig ohne Bewachung stehen sahen, sollten wir zurücklassen. Nach all den einschlägigen Erfahrungen in der Sowjetunion wurde uns etwas mulmig in der Magengegend. Aber sie wurden uns wohlbehalten in Friedland zugestellt. Ansonsten dachte ich die ganze Zeit, ich würde träumen: Die vielen freundlichen Leute auf dem Bahnhof, das Einsteigen in den Zug ohne Eile und Gedränge, die freundlichen Hilfen beim Aussteigen aus dem Zug in Friedland bei Göttingen, die herzliche Begrüßung durch lächelnde Missionsschwestern, die

uns abholten und in einen Saal des Grenzdurchgangslagers brachten. Es war der 26. Januar 1959. Im Saal stand noch der geschmückte Weihnachtsbaum, auf den Tischen brannten Kerzen, im Hintergrund hörte man weihnachtliche Melodien. Es gab Kaffee und Kuchen, wir alle wurden von einem uns noch unbekannten Herrn willkommen geheißen.

Nach dem Empfang erhielten wir ein Zimmer zugewiesen, wo wir uns duschen und nach der langen Reise endlich ausruhen konnten. Am nächsten Tag stand eine ärztliche Untersuchung auf dem Programm und es war eine Menge anderer Formalitäten zu erledigen. In Friedland wurden wir als Spätheimkehrer anerkannt, bekamen je DM 100,-- als Begrüßungsgabe der Bundesregierung und je DM 200,-- Entlassungsgeld, und in der Kleiderkammer durften wir uns Kleidung aussuchen, aber wir fanden dort nichts Passendes. Im Lager trafen wir mehrere Familien aus Litauen, die schon ein paar Tage früher hier angekommen waren. Seitdem durften wir mit ihnen mehrere Monate zusammen verbringen, da wir alle „mit Quotenanrechnung für Land BAYERN“ zur Ansiedlung in Neuburg an der Donau angewiesen wurden.

Am 29. Januar 1959 verließen wir mit den anderen drei Familien Friedland und kamen abends zuerst nach Hammelburg in Bayern, wo wir alle in ein Durchgangslager gebracht wurden. Der Anblick des riesigen Raumes mit vielen doppelstöckigen Betten mit nur zusammengerollten Matratzen darauf hat bei meiner Mutter die Erinnerungen an den Krieg und das Lagerleben in Lauenburg heraufbeschworen, so dass sie einen Weinanfall bekam. Wir alle waren deprimiert. Erst nachdem wir uns den Raum aufgeteilt hatten – jede Familie richtete sich in einer Ecke des großen Saales ein – und die Betten bezogen waren, sah alles schon gemütlicher und wohnlicher aus. Verpflegt wurden wir aus einer weiter gelegenen Gemeinschaftsküche. In Hammelburg wohnten wir in einem Raum mit sechs Frauen, fünf Männern und zwei Kindern, bis wir am 11. Februar in das Lager für Sowjetzonenflüchtlinge Neuburg a. d. Donau weiterfahren konnten.

Es war eine interessante Zeit in Hammelburg, die auch die erste Gelegenheit bot, uns mit Deutschland vertraut zu machen. Der Winter war nicht kalt, es lag wenig Schnee, die Sonne schien, die Landschaft war nicht so grau wie zu dieser Zeit in Litauen. Wir Jüngeren nutzten die Zeit, um ausgiebig die Umgebung zu erkunden. Uns interessierten die Schaufenster mit den schönen reichhaltigen Auslagen, insbesondere das viele Obst war verlockend (damals habe auch ich die erste Banane probiert, aber sie schmeckte mir nicht). Manches haben wir zum ersten Mal in unserem Leben gesehen. Wir haben auch Bad Kissingen

sowie andere kleinere Städte in der Umgebung besucht. Abends am großen Tisch wurde viel erzählt und gemeinsam Karten gespielt.

Nach 14 Tagen in Hammelburg kamen wir dann in Neuburg a. d. Donau an. Die Stadt Neuburg, wie der Name schon sagt, liegt an der Donau und gilt als eine der schönsten Renaissance-Städte Bayerns. Aber das sollte ich erst später erfahren, nachdem wir uns hier für längere Zeit eingerichtet hatten.

Das Lager für Sowjetzonenflüchtlinge in Neuburg a. d. Donau war eine ehemalige Kaserne mit großen vierstöckigen Backsteingebäuden. Dort wurden Umsiedler aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zu mehreren Familien in größeren Räumen untergebracht. Wir als Spätheimkehrer wurden bevorzugt behandelt und in einer neueren, zweistöckigen Baracke einquartiert. Meine Familie bekam ein kleines Zimmer, ausgestattet mit einem zwei- und einem einstöckigem Bett, einem Tisch, drei Stühlen, einem kleinen zweitürigen Schrank und einem Kohlenherd. Die Waschräume und Toiletten waren in diesem Gebäude gemeinsam für alle. Duschen konnten wir dagegen in den alten Kasernenblöcken, wo die Duschzeiten für alle Bewohner genau festgelegt waren. Am Anfang wurden wir aus der Gemeinschaftsküche verpflegt. Da wir aber einen Herd im Zimmer hatten, entschlossen wir uns, uns selbst zu bekochen, um nicht dauernd an die Zeit des Krieges und die Feldküche erinnert zu werden. In dieser Baracke sollten wir längere Zeit verbringen, bis die arbeitsfähigen Familien Arbeit in anderen Städten oder eine Wohnung in Neuburg a. d. Donau zugewiesen bekamen.

Es wurde für uns gesorgt. Meine Eltern und ich bekamen vom Landesversorgungsamt Bayern je DM 300,-- Übergangshilfe und als Begrüßungsgabe des Bayerischen Staates je DM 100,--. Die Eltern wurden krankgeschrieben, ich als arbeitssuchend gemeldet. Dafür musste ich mich zwei Mal in der Woche beim Arbeitsamt melden (stempeln gehen), das sogenannte Stempelgeld (heute Arbeitslosengeld) wurde jede zweite Woche bar ausgezahlt. Dabei musste man jedes Mal längere Zeit in der Schlange stehen, da es noch viele andere Arbeitslose gab. Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, gab es außer dieser Beschäftigung nicht viel zu tun. Es wurden keine Sprachkurse oder sonstige berufsvorbereitende Maßnahmen angeboten.

Wie schon berichtet, waren wir in Neuburg a. d. D. vier Familien aus Litauen. Im Lager fanden wir noch einen jungen Mann mit seiner Mutter aus Kaunas. Wir haben uns meistens auf Litauisch unterhalten. Es wurde viel Karten gespielt, dabei wurde auch viel gestritten und sich wieder versöhnt, die Umgebung erkundet und viel Zeit unnütz vertrödelt.

So entschloss ich mich, die Familie meiner Schwester, die im Allgäu wohnte, zu besuchen. Dafür musste ich mich beim Arbeitsamt Neuburg a.d.D. abmelden und wieder in Kempten anmelden. Schon nach ein paar Tagen wurde mir dort vom Arbeitsamt eine Arbeit als Zimmermädchen im Hotel „Drei Mohren“ in Oberstdorf angeboten. Ohne zu zögern nahm ich die Stelle an. Hier machte ich auch die ersten Erfahrungen mit der Arbeitswelt in Deutschland.

Die Arbeit war nicht schwer, da zu dieser Zeit noch nicht viel Betrieb war, so dass wir die Arbeit gemütlich angehen konnten. Ich musste mit einer anderen Frau früh morgens das Restaurant und wenn die Gäste ausgeschlafen hatten, die Zimmer aufräumen und säubern. Außer der Entlohnung wurden wir auch in der Hotelküche verpflegt. Die Besitzerin war etwas knauserig. Morgens gab es Brot, Margarine, Marmelade und Malzkaffee, mittags die äußeren Blätter vom Kopfsalat (die inneren waren den Gästen vorbehalten), Kartoffeln und Braten oder Mehlspeisen, zum Abendessen Käse- oder Wurstbrot. Alles war knapp bemessen, so dass man, um satt zu werden, selbst etwas dazukaufen musste. Weil im Hotel wenige Gäste waren, sollte ich nach kurzer Zeit auch in der Restaurantküche aushelfen. Ich hatte auch nichts dagegen, da ich hoffte, dort mehr Gelegenheit zu haben, mit den Mitarbeitern zu sprechen. Nur wenn man irgendwo neu anfängt, steht man auf der untersten Stufe der Hierarchieleiter, und somit bekam ich in der Küche die schmutzigsten Arbeiten zugewiesen. Das wollte ich wiederum nicht ewig machen und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich beim Arbeitsamt zu beschweren - ich wurde ja als Zimmermädchen eingestellt. Das Arbeitsamt empfahl mir, die Koffer zu packen und dort abzuhauen. Gleichzeitig unterbreitete es mir einige Angebote für neue Arbeitsstellen. (Das Arbeitsamt Kempten hat zudem für mich wegen des nicht ausgezahlten Lohnes das Hotel „Drei Mohren“ verklagt).

Da ich unter Menschen sein wollte, wählte ich eine Arbeit in der Küche einer Gaststätte in Niedersonthofen. Nach der Erfahrung in Oberstdorf war ich hier angenehm überrascht – es war ein Familienbetrieb mit einer angeschlossenen Metzgerei. Hier arbeiteten alle Familienmitglieder von der Oma bis zu den Enkelkindern mit. Obwohl es viel Arbeit gab, war das Betriebsklima ausgezeichnet. Das Essen und die Getränke konnten wir von der Speisekarte frei wählen, was sich nach fast zwei Monaten in diesem Betrieb auch entsprechend auf mein Gewicht auswirkte. Gelegenheiten, Deutsch zu sprechen, hatte ich dort auch zuhauf. Schmutzige Töpfe brauchte ich auch nicht abzuwaschen. Ich bereitete für die Köchin verschiedene Arten von Schnitzel Wiener-, Zigeuner-, Cordon Bleu usw. und auch Salate vor. Die Gaststätte war bei den Urlaubern durch ihre Schnitzelspezialitäten bekannt. Die Mitarbeiter luden mich zu sich

nach Hause ein und waren alle nett zu mir. Ich fühlte mich da wohl, aber es kam die Zeit, wo ich Abschied nehmen musste – ich bekam den Bescheid, dass ich noch einmal in die Schule gehen kann. Ich erinnere mich gern an die Menschen in Niedersonthofen.

In der Zwischenzeit haben meine Eltern in Neuburg a. d. Donau in einem vierstöckigen Haus eines Neubaugebietes eine kleine Neubauwohnung mit Wohnküche, Schlafzimmer, Bad und Keller bezogen. Geheizt wurde mit Heizöl. Die Eltern waren versorgt, zu einer kleinen Berufsunfähigkeitsrente meines Vaters wurde auch Unterhaltshilfe nach 12. ÄndG LAG (Kriegsschadenrente) gezahlt. Da die Nachbarn ebenfalls Zugezogene waren, haben sie schnell Anschluss gefunden und sich gegenseitig unterstützt. An Samstagen traf man sich beim Teppichklopfen und öfters auch zum Spazierengehen. Noch im Lager wurden die Flüchtlinge von scharenweise an die Tür klopfenden Firmenvertretern besucht, die ihre Ware aufzudrängen versuchten. Obwohl zu der Zeit eine Wohnung noch nicht in Sicht war, ließen sich die Eltern von einem Möbelvertreter aus Ehingen (Donau) überreden und unterschrieben einen Vertrag für den Kauf von Möbeln für die ganze Wohnung.

Die Schicksalsgenossen aus dem Lager sind alle aus der Stadt weggezogen – zwei Familien nach München, eine nach Augsburg, Marius‘ Mutter bekam auch eine kleine Wohnung in Neuburg a.d.D. und wohnte hier bis zu ihrem Tod. Nach einem Lehrgang für Studenten aus den Ostgebieten in Würzburg studierte ihr Sohn Medizin und wurde Gynäkologe.

Es war mir klar, dass ich ohne gute Deutschkenntnisse und eine Berufsausbildung in Deutschland nichts werde erreichen können, deswegen bemühte ich mich um die Anerkennung meines sowjetischen Abiturs. Dafür sollte ich aber zunächst noch ein Jahr lang einen Sonderlehrgang zur Erlangung eines im Bundesgebiet gültigen Reifezeugnisses besuchen.

Und wieder gab es einen Ortswechsel aus dem südlichen Bayern ins nördliche, in die Stadt Hof (Saale) an der damaligen Zonengrenze. Dort, angeschlossen an der Oberrealschule (Schillergymnasium), fand ein Sonderlehrgang für Rücksiedler-Abiturienten statt. Wir, d.h. 16 Schüler aus verschiedenen Ländern (aus Oberschlesien, Polen, der Tschechoslowakei, Litauen, Lettland, Jugoslawien, Bulgarien) und verschiedenen Alters, wurden in einem Schülerheim einquartiert. Die Männer in der zweiten Etage, die Frauen in der ersten. Im Untergeschoss waren die Küche und der Speisesaal. Im Schülerheim wohnten auch noch etliche andere Auszubildende, mit ihnen hatten wir aber wenig Kontakt. Das Essen war nicht besonderes schmackhaft, aber wir waren auch genügsam.

Bild 13: Teilnehmer am Sonderlehrgang Hof an der Saale 1959/60.
Ich bin die Vierte von rechts

Die Oberrealschule, wo wir den Unterricht besuchten, war nicht weit vom Schülerheim entfernt. Hier lernten wir Deutsch, Mathematik, Geschichte/Sozialkunde und eine Fremdsprache: wahlweise Englisch oder Latein. Die Abschlussprüfung konnte man auch in einer anderen Fremdsprache machen, z.B. Polnisch, Russisch, Litauisch. Gleich am Anfang stellte sich heraus, dass wir alle zwar gute Mathematikgrundlagen, aber von der Höheren Mathematik keine Ahnung hatten. So mussten wir in einem Schuljahr die Differential- und Integralrechnung, analytische Geometrie usw. lernen. Intensiv wurden wir auch mit der deutschen Geschichte und dem demokratischen Staatsaufbau bekannt gemacht. Der Klassenleiter, Herr Guber, war unser Deutschlehrer, der auch für unsere Allgemeinbildung zuständig war. Wir besuchten Theatervorstellungen, klassische Konzerte, Museen, waren in Bayreuth und sogar eine ganze Woche in Wien, mit einem Besuch von Mozarts Zauberflöte. An Samstagen wurde im Tanzcafé Theresienstein bei Musik von Peter Kraus, Conny Froboess, Vicco Torriani u. a. getanzt. In Litauen wohnte ich in einem Städtchen, wo es keine nennenswerten kulturellen Veranstaltungen gab, abgesehen von den seltenen Kinoabenden, wenn ein Wanderkino in unseren Ort kam, und gelegentlichen Theatervorstellungen von örtlichen Laienschauspielern. Deswegen gab es für mich viel Neues zu sehen und zu hören.

Der Unterricht wurde im Vergleich zu meiner Schule in Litauen hier anders gestaltet. Es wurde viel diskutiert und selbstständig gearbeitet. Gerne erinnere ich mich an die Lehrer, insbesondere den Mathematiklehrer Herrn Meyer, der sich manches Mal über uns ärgern musste, weil wir erwachsene Menschen die Höhere Mathematik nicht verstehen konnten, und den Klassenlehrer Studienprofessor Guber. Er war im Krieg gewesen und wurde am Kopf verwundet. Ob es davon kam, dass er des Öfteren launisch und laut war, kann man nur vermuten. Deswegen versuchten wir schon am frühen Morgen, wenn er in die Schule kam, aus unserem im 4. Stock liegenden Klassenzimmer schauend, zu erraten, in welcher Verfassung er war. Vom 3. 9. 1959 bis 13. 7. 1960 besuchte ich den Sonderlehrgang, den ich mit der Abschlussprüfung in Deutsch, Mathematik, Geschichte und Sozialkunde und der Fremdsprache Litauisch abschloss.[13] Inzwischen wusste ich, dass ich Betriebswirtschaft studieren wollte und zwar an der Universität München, wo ich ohne Schwierigkeiten für das Wintersemester 1960/61 immatrikuliert wurde. Aber bis dahin hatte ich noch ein paar Monate Zeit und habe in Neuburg a. d. Donau in einem Säuglingsheim der Arbeiterwohlfahrt einige Wochen gearbeitet, was mir zugutekam, weil ich ein billiges Zimmer im Arbeiterwohlfahrtsheim in München-Laim bekommen habe. Von Nachteil war es, dass ich bis zur Universität sehr weit mit der Straßenbahn fahren musste. Da ich in dieser Hinsicht noch völlig unerfahren war, belegte ich zudem frühe Vorlesungen und musste deswegen zeitig aus den Federn. Aus dieser Zeit blieb mir der Absturz eines US-Militärflugzeugs in besonderer Erinnerung, das am 17. Dezember 1960, einem Samstag, auf eine Straßenbahn in München fiel. Dabei starben 20 Flugzeuginsassen und 32 Trambahnfahrgäste. Es geschah unweit der Straßenbahnlinie, mit der ich etwa 3 Stunden später auf dem Rückweg zu meiner Unterkunft war.

Ab dem 2. Semester wohnte ich schon im evangelischen Studentenwohnheim in der Arcisstraße ganz in der Nähe der Technischen Hochschule. Die Universität war auch nicht weit. Das Studium hätte normal verlaufen können, wenn ich nicht in jedem zweitem Semester eine sogenannte Hörgeldprüfung hätte machen müssen, um ein Stipendium nach dem Lastenausgleichsgesetz (LAG) zu bekommen. Obwohl ich sie jedes Mal bestand, habe ich jedes Mal eine Magenschleimhautentzündung (Gastritis) bekommen und die inzwischen eingetretene Heilung wurde am Ende des nächsten Semesters wieder zunichte gemacht. Während des Studiums absolvierte ich in den Semesterferien das für das Ab-

[13] Das Zeugnis berechtigte in Verbindung mit dem Reifezeugnis des Gymnasiums in Litauen zum Studium an den Hochschulen der Bundesrepublik

schlussexamen benötigte Praktikum bei der Stadtsparkasse Neuburg a. d. Donau.[14] Hier stellte ich fest, dass ich wahrscheinlich ein falsches Studienfach gewählt hatte. Von wirtschaftlichen Fachbegriffen hatte ich nicht viel Ahnung, da ich bis dahin im Leben nie damit zu tun gehabt hatte. Was Wechsel, Aktien, Bilanzen, Buchhaltung usw. waren, musste ich noch lernen. Meine Zweifel wollte die Berufsberatung der AStA leider nicht teilen, hatte ich doch die nötigen Prüfungen bis dato bestanden. Am leichtesten fiel mir alles, was mit Mathematik zusammenhing – Statistik, Buchhaltung, Finanzmathematik oder Wirtschaftsrechnen. Und somit studierte ich weiter Betriebswirtschaft.

An der Uni München lernte ich eine Gruppe litauischer und damals noch heimatloser Studenten kennen. Sie waren Kinder der im Jahre 1944 aus der Heimat in den Westen geflüchteten Litauer, die später nicht nach Übersee ausgewandert waren. Unter ihnen war auch mein zukünftiger Mann Vincas. Probleme mit der Integration in Deutschland haben sie nicht gehabt. Obwohl sie zum großen Teil Kinder aus Arbeiterfamilien waren, haben sie sich mit Fleiß und Ausdauer ihren Platz in der deutschen Gesellschaft erarbeitet. Später sind sie Ärzte, Professoren sowie Lehrer und Beamte geworden. Die litauischen Studenten und Akademiker trafen sich jeden Sommer in verschiedenen europäischen Ländern wie Österreich, Frankreich, der Schweiz, England oder Belgien zu den alljährlich stattfindenden „Europäischen Studienwochen“. Daran nahm auch ich teil. Dadurch konnte ich nicht nur verschiedene Länder kennenlernen, sondern auch interessante Vorlesungen namhafter litauischer Professoren hören, die teilweise an deutschen Universitäten lehrten. Unter ihnen waren Prof. Antanas Maceina, Prof. Zenonas Ivinskis, Dr. Jonas Grinius, Vincas Natkevičius, M.A. und andere Wissenschaftler aus Übersee. Das empfand ich für mich als große Bereicherung, da sich mir eine Welt erschloss, zu der ich weder früher in Litauen noch durch mein direktes Studium einen Zugang hatte.

Wie schon erwähnt, lernte ich in München meinen späteren Ehemann kennen. Er studierte ebenfalls an der Universität im Fachbereich der Sozialwissenschaften. Es war schon früh klar, dass wir unseren weiteren Lebensweg gemeinsam gehen wollten. Da er bei Prof. R. Dahrendorf, der damals in Tübingen lehrte, studieren und die Abschlussprüfung machen wollte, mussten wir von München nach Tübingen umziehen. Ohne Schwierigkeiten erhielten wir dort im Studentenwohnheim „Im Geigerle“ je ein Zimmer, begrenzt auf drei Semester. 1965 heirateten wir und zogen in ein Reihenhaus, das dem Hausmeister des Studentenheimes

[14] Es folgten später Tätigkeiten in der Deutschen Bank in Tübingen und als Schulsekretärin am Litauischen Gymnasium in Hüttenfeld.

gehörte. Obwohl ich weiter an der Uni immatrikuliert blieb, fing ich an, bei der Deutschen Bank in Tübingen zu arbeiten. Zuerst in der Buchhaltung - hier wurden damals die Tagesumsätze noch in Lochkartenverfahren verbucht. Später arbeitete ich in der Kontokorrentabteilung. Die Abläufe waren damals durch manuelle Tätigkeit bestimmt. Wenn jemand Geld von seinem Konto abheben wollte, kam er zuerst mit dem ausgefüllten Beleg zu mir. Ich schaute auf sein Kontoblatt und wenn die erwünschte Summe gedeckt war, unterschrieb ich den Beleg und gab ihn an den Kassierer weiter. Erst dann durfte dieser das Geld auszahlen. Einmal kam ein Fabrikbesitzer in die Bank und bekam vom Kassierer, den er persönlich kannte, eine größere Summe ausbezahlt. Erst danach legte der Kassierer mir den Beleg zur Überprüfung vor. Ich stellte fest, dass das Kreditlimit des Kunden schon sehr weit überzogen war. Deshalb lehnte ich es ab, den Beleg zu unterschreiben. Sonst wäre ich ja für den Fehler verantwortlich gewesen. Der Kassierer war folglich in der Verantwortung, womit er wahrscheinlich nicht gerechnet hatte. Von diesem Moment an war mein freundschaftliches Verhältnis zu ihm getrübt. Das war das erste und letzte Mal in Deutschland, dass mich jemand bewusst in eine missliche Lage bringen wollte.

Der Winter 1965/66 war sehr kalt. Im unserem Mietshaus drehte sich ohne Pause der Gaszähler. Um die Miete und Heizung bezahlen zu können, vermieteten wir ein Zimmer an einen amerikanischen Studenten. Es blieb uns trotzdem nichts weiter übrig, als uns auf die Suche nach einer billigeren Wohnung zu begeben. Damals wurden die Sozialwohnungen noch durch Wohnungsämter verwaltet. Ich sprach dort vor. Der zuständige Sachbearbeiter im Amt bedauerte aufrichtig, nicht helfen zu können, weil die Warteliste für Wohnungen endlos wäre. Eine große Überraschung war, als der nette Herr aus dem Wohnungsamt eine Woche später in der Mittagspause in der Bank anrief und mich fragte, ob ich nicht sofort eine Zweizimmerwohnung mit Küche und Nebenräumen in einem Neubauhochhaus im Tübinger Stadtteil Wanne anschauen wolle. Die Wohnung würde frei werden, weil ein Bezugsberechtigter zurückgetreten sei. Wir waren selig. In diese gemütliche Wohnung ist auch unser Sohn Thomas, der 1966 geboren wurde, aus dem Krankenhaus eingezogen.

Inzwischen hatte mein Mann sein Studium mit dem Magister der Soziologie abgeschlossen. Er bekam sofort eine Anstellung als Lehrer und Geschäftsführer am Litauischen Gymnasium in Lampertheim-Hüttenfeld. Ich kündigte meine Stelle in der Deutschen Bank und auch die schöne Wohnung. Im Herbst 1967 zogen wir nach Hüttenfeld. Dort bekamen wir eine Wohnung, die sich an das Schulgebäude anschloss. Nach einem Jahr fing auch ich an, halbtags am Gymnasium als Schulsekretärin zu arbeiten. Die Schreibarbeiten konnte ich in

unserer Wohnung erledigen und auf die im Jahre 1972 im Mannheimer Elisabeth-Krankenhaus geborene Tochter Rita aufpassen. Sohn Thomas wurde inzwischen in die Grundschule in Hüttenfeld eingeschult.

Das private Litauische Gymnasium in Deutschland existierte zu dieser Zeit schon 16 Jahre. Die Schüler stammten zum großen Teil aus litauischen Kriegsflüchtlingsfamilien, die nach dem Krieg wegen Krankheiten oder aus anderen Gründen nicht auswandern konnten oder wollten. Sie konnten nicht einmal kleine Beiträge für die Unterbringung in dem der Schule angeschlossenen Internat aufbringen. Das Gymnasium wurde in den ersten Jahren durch Spenden der Litauer aus Übersee finanziert, erst später bekam es staatliche Zuschüsse. Was heute die staatliche Politik immer noch anstrebt, hat das Litauische Gymnasiums schon damals praktiziert. Den Arbeiterkindern wurde die Möglichkeit eröffnet, hier die Hochschulreife zu erlangen. Die Schüler nutzten die Gelegenheit und studierten anschließend ohne größere staatliche Hilfen. Der Wille dazu war vorhanden, das geistige Potential auch.

Wie lange die Spenden aus Amerika noch fließen würden, war schwer vorauszusehen. Auch die Schüler wurden immer weniger. Unter diesen Umständen war die Zukunft des Gymnasiums die ganze Zeit ungewiss. Die schlimmsten Befürchtungen haben sich Gott sei Dank nicht bestätigt – das Litauische Gymnasium feierte vor paar Jahren sein 60-jähriges Jubiläum. Mein Mann und ich haben es nach 7-jähriger Tätigkeit verlassen, weil wir uns verändern wollten. Und wieder zogen wir in eine unbekannte, wenn auch eine schöne Gegend um, zu für uns noch fremde Menschen. Ich hatte schon Bekanntschaft mit Schleswig-Holstein, Bayern, Baden-Württemberg und Hessen gemacht. Als wir erfuhren, wohin wir jetzt zogen, habe ich ganz schnell in einem Reiseprospekt über Rheinland-Pfalz nachlesen müssen. Damals konnten wir nicht ahnen, dass die gemütliche Stadt Wittlich zu unserer Heimat werden würde.

Jetzt sind wir schon 40 Jahre in dieser Stadt und sind schon echte Säubrenner geworden. Die Einwohner dieser Stadt werden wegen einer Legende so genannt. 30 Jahre wohnen wir hier schon in unserem Eigenheim. Hier habe ich neue Freunde gefunden, auf die ich mich verlassen kann. Auf dem Wittlicher Friedhof sind die Gräber meiner Eltern und der Schwiegermutter. Nach eineinhalb Jahren Referendariat an den Berufsbildenden Schulen Wittlich unterrichtete mein Mann dort und an der Landespolizeischule in Wengerohr als Oberstudienrat bis zur seiner Pensionierung Sozialkunde, Geschichte, Soziologie und Psychologie. In Wittlich haben unsere Kinder die Schule besucht und sind nach dem Studium wieder hierher zurückgekommen. Sie haben Familien gegründet und sich in der Nähe niedergelassen.

Ich habe mich in dieser Zeit um unsere zwei Kinder, meine Eltern, die im Jahre 1976 zu uns umzogen, und den Haushalt gekümmert. Dass ich mein Studium nicht abgeschlossen habe, bereue ich nicht. Mit einem Diplom hätte ich vielleicht viel Geld verdienen wollen und dafür die Kinder, meinen Mann, die Eltern und meine Hobbys vernachlässigt.

Die deutsche Sprache habe ich erst im erwachsenen Alter neu erlernt. Deswegen spreche ich immer noch mit Akzent, was mir aber oft zu interessanten Gesprächen verholfen hat und eigentlich nie zum Nachteil gereicht. Trotzdem bin ich mit Arthur Hermann ganz und gar einverstanden, der schreibt: „Ein Mensch, der in der Familie einer Minderheit aufgewachsen ist, vermag nur selten, seine Andersartigkeit völlig abzulegen, wohin er auch geht. Er mag von seiner Umgebung anerkannt sein, aber ein Hauch seines Fremdseins bleibt immer erhalten. In der Heimat ist er wegen seines Namens ein ‚Fremder', obwohl er die Landessprache fließend beherrscht, und wandert er in das Land seiner Vorfahren aus, ist er dort wegen seiner Aussprache und einer anders erlebten Vergangenheit ein Zuwanderer mit Migrationshintergrund".[15] Zu Hause wird bei uns viel Litauisch gesprochen wegen der Kinder und Enkel, denen wir auch einen Zugang zur litauischen Sprache ermöglichen wollten und wollen.

Ich bin meinen Eltern, besonders meinem Vater sehr dankbar. Er ahnte, dass er im Ruhestand in Litauen wegen der geringen Rente kaum ein Auskommen haben würde.[16] Unser Land, seit Generationen im Besitz meiner Familie, wurde unter sowjetischer Herrschaft auf 15 a verkleinert. Auch wollte mein Vater sich damals von dem „Herrn" Kolchosvorsitzenden nicht noch weiter schikanieren und demütigen lassen. Dieser „Herr" hatte nämlich die Idee, unser noch verbliebenes gutes und immer gepflegtes Landstück gegen ein anderes auszutauschen. Dieses lag natürlich viel weiter von unserem Haus entfernt, war bedeutend schlechter und auch weniger ertragreich. So bestand mein Vater darauf, die vom Bundeskanzler Konrad Adenauer 1956 in Moskau erwirkte Möglichkeit nach Deutschland zu übersiedeln, in Anspruch zu nehmen. Es tat uns leid, von Verwandten, Bekannten, Freunden und Nachbarn Abschied nehmen zu müssen. Andererseits sah auch ich in Sowjetlitauen keine Zukunft für mich. Durch das Beharren meines Vaters habe ich mich in Deutschland frei entfalten, studieren und ein menschenwürdiges Leben führen können.

[15] Annaberger Annalen, 2011, Nr. 19, S. 150 ff.

[16] Selbständigen wurden die Zeiten vor dem Krieg und während des Krieges von der Rentenversicherung nicht anerkannt.

Bild 14: Mutter, Vater und ich in Deutschland, 1961

Obwohl ich in Wittlich nach vielen Wanderungen eine neue Heimat fand, habe ich auch meine alte Heimat nicht vergessen. Hier hatte ich mehr Möglichkeiten, Litauen und Litauern zu helfen als sie sich anschickten, die Fesseln der Fremdherrschaft abzuschütteln. Zusammen mit meinem Mann und anderen Freunden haben wir während der sowjetischen Wirtschaftsblockade und später, in Zusammenarbeit mit deutschen humanitären Hilfsorganisationen und Privatpersonen so manchen Hilfstransport mit Medikamenten, Kleidung und anderen Gütern initiiert, organisiert und begleitet. Ebenfalls wurden Konzertreisen für Gesangsgruppen und Folkloreensembles in unserer Region organisiert und betreut. Wenn ich in Litauen geblieben wäre, hätte ich nichts Vergleichbares leisten können. Ich sehe meine Tätigkeit für Litauen auch als ein kleines Dankeschön für die Aufnahme meiner Vorfahren, als sie vor vielen Jahren ein besseres Leben in einem ihnen fremden Land suchten.

* * * * * * *

(Alle Aufnahmen stammen aus dem Privatbesitz der Autorin.)
Für Ergänzungen und Anmerkungen, wäre ich dankbar.
(E-mail: info@LitauischesKulturinstitut.de)